C. M. Wielands sämmtliche Werke.

Drey und vierzigster Band.

Supplemente.

Vierter Theil.

Wien, 1812.

In Commission bey Anton Doll.

Inhalt.

Erinnerungen an eine Freundinn.

Das Gesicht des Mirza.

Timoklea.

Platonische Betrachtungen über den Menschen.

Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen.

Theages über Schönheit und Liebe.

Lady Johanna Gray, oder der Triumf der Religion.

J. Blaschke sc.

Supplemente.

Von

C. M. Wieland.

Vierter Theil.

Wien, 1812.
In Commission bey Anton Doll.

Erinnerungen

an

eine Freundinn.

1754.

Von jeher war der Weisheit Amt, die Schönheit
Mit Geist zu schmücken, und ihr ein Gefolge
Von Grazien zu geben, die die Tugend
Gebar, und die nicht mit den Wangen welken.
Erstaunt sieht sich durch sie die Seele schöner
Und göttlicher, als sie zu hoffen wagte;
Olympier, die mit dem Sonnenblick
Durch diese Farben, die uns hemmen, dringen,
Sehn in der Seele heil'gem Schooß die Erbinn
Der Ewigkeit, den Engel, sich enthüllen.

Mir gab der Himmel unter seinen Gaben,
Die Unschuld in der Anmuth sanftem Schmucke
Nie ohne Bruderzärtlichkeit zu sehn.
Mich rührt sonst nicht, was die Bewundrer rührt.
Von Wünschen frey, hab ich den goldnen Pomp,
Der um die Großen rauscht, gesehen.
Mich rühret nicht der kleine Stolz der Hoffnung,
Als Sklav der Sklaven Andern zu gebieten,
Nicht ihre marmornen Paläste,
Und die zur Schmach der Kunst bezwungene Natur.
Dagegen rühret mich in sanften Augen
Die unverstellte sich bewußte Unschuld,
Ein menschenfreundliches stets heitres Lächeln,
Und auf die reitzenden Gespielen
Ein Blick, den nicht der Neid vergiftet.

Nur solchen möge mein Gesang gefallen,
Nur ihnen soll aus dem gerührten Auge
Serenens Unglück eine Thrän' entlocken!
Und unter ihnen dir, o holde Freundinn,
Gespielinn meiner Muse, die sich jetzt
Vertraut, wie eine Schwester mit der andern,
Mit dir bespricht. O! neige sanft dein Ohr
Zu den Erinnrungen der treuen Freundschaft,
Der Freundschaft, die zum festen Augenmerk
Die Ewigkeit, und hier dein Glück sich macht,
Und drücke sie in deine weiche Seele.
Und wenn mein Schicksal deiner Gegenwart
Mich einst entzieht, so sey dieß Blatt dir oft
Ein nicht unwerthes Denkmahl unsrer Freundschaft.

Vor allen schwebe dir, o Freundinn, stets
Der Seelen hohe Würde vor den Augen.
Beschau ihn oft, den heiligen Gedanken,
Du trägst der Gottheit Bildniß, die Vernunft,
Die hohe Kraft, die Wahrheit zu erkennen,
Und deine Neigungen nach ihr zu bilden.
Der Schmeichler lügt, der deine Rosenwangen,
Und was an dir einst welket, englisch nennt.
Nur durch den Geist, nur durch dein ewig Theil
Bist du den Serafim verwandt, und künftig
Die selige Gespielinn ihrer Freuden.
Das Göttliche, das in uns denkt und liebt,
Strebt stets nach Gott, und ruhet nur in Ihm.
Oft sey in einsamen geweihten Stunden
Dieß dein Geschäft, das Wesen zu betrachten,
Durch welches du des Tages goldnes Licht
Mit Freuden trinkst, und unter den Geschöpfen

Dein liebenswürdig Angesicht erhebst.
Betracht' und lieb' Ihn in dem Widerscheine,
Den seine Schöpfung in die Geister strahlet!
Und wenn du, von der göttlichen Betrachtung
Entzückt, dich im geheimnißvollen Abgrund
Der Majestät und Größe des Erschaffers
Dich ganz verlierst, wenn du vorm Licht der Gottheit
Wie in dein Nichts zerfließest, dann, o Freundinn,
Erhebe dich, und fühl' in ihrem Umfang
Des Geistes Hoheit, welcher Gott zu denken,
Zu schauen fähig ist, und nur in Gott
Den letzten Endzweck seines Daseyns findet.
Und wenn du den Gedanken, der den Engeln
Ein ganzer Himmel ist, bey dir gedenkest,
„Daß Gott dich sieht, daß deine ganze Seele
Vor ihm enthüllt mit ihren Thaten liegt,"
So möge stets dein unbeflecktes Herz
In stiller heiliger Entzückung wallen!
O! niemahls laß dir diese Seligkeit
Entwenden, überall und immer dich
Mit Ruh' in Seiner Gegenwart zu fühlen!
O! diesem Frieden Gottes gleicht kein andres Glück;
Er überwieget ein Gebirg von Leiden;
Wer ihn besitzt, o den versucht die Welt
Umsonst mit ihren übertünchten Freuden.

Wenn Tugend durch den Flor der Schönheit scheint,
Was kann so stark, wie sie zur Liebe reitzen?
Ein denkend Auge, das mit ernster Anmuth,
Und mit der Majestät der sich bewußten Unschuld
Stillschweigend tadelt oder billigt,
Wie mächtig strahlt es in edle Seelen!

Oft lehrt ein Blick von einer Panthea
Gewaltiger, als eines Platons Reden.
Hingegen sieh, den strengesten Kontrast
Der Schönheit mit der Häßlichkeit zu sehen,
Narcissen an, die einer Venus gleicht.
Sprich, was verhüllen diese stolzen Farben?
Was deckt dieß zierliche Gewand? Wer wohnt
In diesem prächtig ausgeschmückten Hause? —
Ein Tempel von Porfyr deckt einen Affen!
In ihren Augen laurt der Durst nach Siegen,
Aus jedem Zug spricht Selbstgefälligkeit.
Die Mißgunst schielt hervor aus ihrem Lächeln,
Und schlaue Sittsamkeit färbt ihre Wangen;
Wie würd' ein Blick in ihre Seel' uns schrecken,
Wenn sie, entkleidet von den Frühlingsfarben
Des schönen Leibes, unserm Aug erschiene?

Nicht so verachtenswerth ist eine Agnes,
Schön ohne Seele, blühend wie die Rose
An ihrer Brust, beredt wie eine Puppe.
Sie lächelt allen zu; ihr blaues Auge
Sagt allen — nichts, und niemahls widerspricht
Ihr Rosenmund dem seelenlosen Auge.
So steht auf einem marmornen Gestelle
Ein Venusbild, fürs Anschaun nur gemacht;
Es lüget Leben, zeigt die gleiche Miene
Von Jahr zu Jahr, und lachet alle an.

Das Weib, mit jedem Reitz das Herz zu schmelzen,
Ward nicht zum Endzweck eines Steins erschaffen,
Noch zu dem Tändeln geistberaubter Küsse.
Sie ist dazu gemacht, des Mannes Kummer

Hinwegzulächeln oder zu erleichtern,
Und seine Freuden zärtlicher zu machen.
Die Unschuld soll in liebenswerther Einfalt,
In ihrem Blick, in ihren Thaten leuchten.
Oft hat die männliche zu strenge Tugend
Vonnöthen, durch die kluge Zärtlichkeit
Der weiblichen besänftiget zu werden.

Vergiß es niemahls, Freundinn, daß es bloß
Die Seele ist, die in des Weisen Urtheil
Dich liebenswürdig macht, daß ihm dein Herz
In allen deinen Zügen offen steht,
Und daß er, was du denkst, in deinen Augen liest.

Doch sorge nicht, wie du gefallen mögest!
Die Unschuld und die heitre Sittsamkeit,
Ein offnes Antlitz, wo die Güte lächelt,
Muß stets gefallen. Aber niemahls zeige
Dein Blick ein triumfierendes Bewußtseyn,
Daß du gefällst; nie werf' auf deine Anmuth
Die Eitelkeit unangenehme Schatten!

Zelinde, die durch Kunst gefallen will,
Findt das Geheimniß, lächerlich zu werden.
Mit großer Müh vernichtet die Betrogne
Das Schönste von ihr selbst, und will durch Zwang
Das werden, was sie durch Natur schon war.
Sie richtet vor dem schmeichlerischen Spiegel
Zugleich den Putz und ihre Mienen ein;
Geberde, Blick, Bewegung, Stellung, alles
Ist in der Regel und verräth uns Absicht.
Selbst ihre Grazien sind steif, und eh' sie lächelt,

Wird überlegt, wie weit es sich gezieme,
Die kleinen Lippen zu verlängern. Kurz,
Vor lauter Sehnsucht, immer zu gefallen,
Gefällt sie Andern nie, und kaum sich selbst.

Wie angenehm ist Stella gegen sie!
Wohin sie geht, folgt ihr die sanfte Freude;
Ihr Blick voll unbewußter Anmuth macht
Den Frühling reitzender, die Wolken heiter.
Mit Sittsamkeit und allgemeiner Güte,
Und tausend unerworbnen Lieblichkeiten
Gewinnt sie jedes Herz, und weiß es nicht.
Nie suchte sie den Schein des feinen Witzes,
Und alles, was sie spricht, gefällt und rührt.
Doch hört sie lieber. Niemahls hat ein Spiegel,
Der ihr vorüber stand, ihr freundlich Auge
Zur Selbstbewunderung den Freundinnen entzogen.
Nie hat ein stolzer Blick, ein höhnisch Lächeln
Auf eine übertroffene Gespielinn
Ihr Angesicht voll sanfter Huld entheiligt.

Der Witz, o Freundinn, ist für unsre Seele,
Was dem Gesicht der Farben Glanz; ein Gut,
Das die Natur gewährt, und das die Kunst
So wenig geben kann, als eine Piktin,
Kunstmäßig ausgemahlt, Dir gleichen wird.
Witz ohne Geist ist ein vergoldter Narr.
Nur die Vernunft, die Richterinn der Dinge,
Weiß Witz und Schönheit weislich zu gebrauchen,
Zum äußern Schmuck der Wahrheit und der Güte.
Der falsche Witz begnügt sich, wenn wir lachen;
Wir lachen auch, doch über ihn allein.

Er will bewundert seyn, nicht nützen,
Und bey noch größern Thoren, als er selbst,
Gelingt es ihm. Denn Kluge sehn noch lieber
Die seelenlose schöne Agnes an,
Die immer lacht und weiße Zähne bleckt,
Als einen leeren aufgeblähten Witzling,
Der stets entscheidend spricht, und niemahls denkt.

Heil dir! Vernunft, du ewig blüh'nde Schönheit,
Gesundheit unsrer Seele, ohne welche
Der leichte Witz ein tönend Nichts,
Geschmack ein leckrer ungewisser Kitzel,
Die Fantasie Bacchanten ähnlich ist!
Du zierest und verbesserst jedes Alter,
Du lehrst die Jugend, Meisterinn der Sitten,
Du gießest Licht in die erwärmte Seele;
Von deinem Einfluß glüht das edle Herz
Von frommen Wünschen, sieht mit unverwandtem,
Verliebtem Auge auf das Engelsbild
Der reinen Tugend, und bestrebt sich emsig,
Dem Unerreichbarn stets sich mehr zu nähern.

Indeß, weil unser blödes Auge selten
Der Wahrheit eignen Sonnenglanz erträgt,
Muß ihr die vielgestaltige und immer
Gefäll'ge Muse ihren Schleyer leihen.
Wo ist das Herz, das dann ihr widersteht?
Es sey nun, daß dich die erhabne Rowe
In heiliger Entzückung in die Auen
Des Friedens, jenseits dieser Schattensonne,
Erhebet, oder daß die weise Lambert
Die Sitten adelt, oder Graffigny

Die Unschuld nur in nackter Schönheit, reitzend
Und wild wie die Natur, und Freyheit athmend,
Mit jeder süßen Weiblichkeit geschmückt,
Im Bilde zeigt, und Zilia benennt.

Auch soll dir oft, in Stunden der Betrachtung,
Die reitzende Gestalt der sanften Thamar,
Und Rahels keusche Zärtlichkeit erscheinen.
Erhabne Muster, die der Sokrates
Der Dichter, dir und deinen schönen Schwestern
Zum Beyspiel gab, damit einst eure Töchter
In euerm Schooß von euch zu gleicher Unschuld
Gebildet werden. Lerne von Debora
Mit frommer Stille dich den Fügungen
Der unerforschten Vorsicht unterwerfen.
Sieh, wie in Junith sich die schöne Unschuld,
Nicht lang vom Schein der Tugend hintergangen,
In ihrer Majestät wie göttlich zeigt;
Ihr ernster Anblick schlägt den Sünder nieder,
Die Melodie der Stimme, die ihn straft,
Ist dem geschreckten Ohr ein Donner Gottes. —

Von diesen reitzerfüllten Schilderеyen
Der Tugend und der Weisheit eingenommen,
Wirf deinen Blick umher, und suche
Sie bey den Menschen; und an wem sie glänzen,
Den ehre. Wer die Tugend thätig preiset,
Der sey dein Freund. Zwar Muster, wie die Muse
In dichtrischen der Nachwelt heil'gen Nächten
Der Weisen zeigt, die suchest du vielleicht
Umsonst bey deinen Zeitgenossen; doch
Zerstreut wirst du die schönen Züge finden,

Die wir in Ein vollkommnes Bild versammeln,
Und auch zerstreut und einzeln sind sie liebenswerth;
Die Freundschaft kann in Einen Kranz sie winden.

Sey stets bereit durch ungefärbte Güte
Wo möglich aller Herzen zu gewinnen,
Die dich umgeben; aber schließe doch
Dein Inners nicht vor jeder auf, die dir
Sich mit dem Anschein offner Freundschaft naht,
Und wähle keine andre zur Vertrauten,
Als welche gleicher Sinn für das, was gut
Und schön und edel ist, mit dir verschwistert.
Und hat dein günstig Schicksal eine solche
Dir zugeführt, o dann genieß' es ganz
Das hohe Glück, dem Busen deiner Freundinn
Dich sorglos zu vertrauen, deines Herzens
Geheimste Neigungen ihr aufzudecken,
Und Schmerz und Freuden stets mit ihr zu theilen!
Sie lehrt dich mehr durch Thaten als durch Reden;
Sie ist ein treuer Spiegel deiner Seele
Und schmeichelt nicht, wie andre Spiegel pflegen.
Sie liebt an dir das Schön' und Gute nur,
Und will viel lieber deine Fehler bessern,
Als gütig übersehn; denn Fehler werden
Doch niemahls schön, und wenn wir sie auch liebten.
Sie wacht, gleich deinem Schutzgeist, für dein Herz,
Und für ihr eignes, daß sie stets verdiene,
Von dir geliebt und nachgeahmt zu werden.
So war einst Anna Howe's und Klarissens
Freundschaft,
Ein ewigglänzend Beyspiel für die Nachwelt!

Verachte stets den Schmeichler in der Larve
Der Freundschaft oder Liebe. Seine Worte sind
Sirenensang, den Ohren süß, der Unschuld
Verderblich. Wenn er dich in seinen
Oft nur geheuchelten Entzückungen
Zum Engel macht, und, was an dir zu loben ist,
Auf seinen Lippen himmlisch, göttlich wird,
So glaube mir, er kennet deine Schwäche,
Und grüßt dich Göttinn, wie dort Satan Even,
Dich leichter um die Menschheit zu betrügen.

Dich, Freundinn, hat in einer goldnen Stunde
Des Himmels Güte segnend angelächelt.
Kein Reitz wird dich der tugendhaften Einfalt
Entziehn; vergebens macht die Eitelkeit
Auf ein so schönes Herz, wie deines, Anspruch.
Du blühest in den sanften Influenzen
Der frommen Tugend auf, ein künftig Beyspiel.
In deinem Arm wird einst ein edler Mann
Sein wohlgebrauchtes Leben süßer fühlen;
Nach dir wird sich dereinst an deinem Busen
Der schönen Tochter weiche Seele bilden.
Sey immer glücklich, immer liebenswerth!
Stets sey dein Herz mit einer Engelswache
Von Tugenden umringt. Der anspruchlose
Bescheidne Stolz auf selbstbewußten Werth,
Die Wahrheit, die nichts scheinen will, als was
Sie ist, die stets sich gleiche Güte,
Die Keuschheit mit dem heitern Engelsblick,
Die Nachsicht mit den Fehlenden, die stille
Ergebung, und ihr reines Auge stets
Dem Himmel zugekehrt, die Frömmigkeit,

Sie sollen ewig einen lichten Kreis
Um deine Seele schließen; sanfte Ruhe
Dich stets in ihre Rosenflügel hüllen,
Und Serafim, die ungeseh'nen Zeugen
Von unsern stillsten Thaten, himmlischlächelnd
Bey deines Lebens Anblick sich verweilen!

Das Gesicht des Mirza.

1754.

Als ich (so erzählte Mirza) an einem heitern Morgen die östliche Anhöhe von Bagdad bestieg, fand ich den Geist wieder unter der jungen Ceder sitzen, den ich an eben dem Tage des vorigen Monats hier angetroffen hatte. Ich näherte mich ihm mit einer ehrerbietigen, drey Mahl wiederhohlten Neigung. Da sagte er mit der Stimme der Nachtigall zu mir:

Mirza, ich habe dir versprochen, dich mit der Geisterwelt bekannt zu machen, ehe du den Körper, den du nach Gottes Willen noch tragen mußt, abgelegt haben wirst. Die geistigen Dinge sollen durch meine Vermittlung einige Stufen von ihrem höhern Stande heruntersteigen, und sich dir in einer Gestalt darstellen, die in einer nähern Verwandtschaft mit deiner jetzigen Denkart und Fähigkeit seyn wird.

Als er dieß gesagt hatte, warf ich mich zu seinen Füßen. Er befahl mir aufzustehen, und nachdem er mein Gemüth durch ein Lied aus einer silbernen Laute in eine sanfte Harmonie eingewiegt hatte, hieß er mich gegen Abend sehen. Ich hob meine Augen auf, und sah eine weite Ebne, in deren Mitte sich ein Hügel erhob, dessen Haupt mit Myrten und Zitronenbäumen gekrönt war. Anfangs schien mir diese anmuthige Gegend unbewohnt zu seyn; ich sahe aber bald eine schöne Gestalt, einer Nymfe des Himmels ähn-

lich, im Begleite vieler junger Knaben von freyen lustigen Geberden, über das Feld herab kommen.

Der Geist sagte mir, daß der Nahme dieser Nymfe Seele sey. Man halte davor, sie sey von ätherischem Stamme, ob es gleich nicht völlig bekannt sey, aus was für Ursachen sie von dem Könige der überirdischen Gegenden in die Unterwelt verwiesen worden sey. Einige sagen, sie habe sich an einem himmlischen Feste, da sie zu viel Nektar getrunken, in eine Verschwörung gegen den König der Geister ziehen lassen; andere geben ihr sonst ein Verbrechen schuld, welches ihr die Ungnade ihres Herrn und diese Verbannung zugezogen. Andere glauben, daß nicht so wohl ein vorhergegangenes Verbrechen, als vielmehr eine geheime Absicht des Königs, welche sich nicht wohl errathen lasse, daran schuld sey; und dieß ist um so glaubwürdiger, da dieser unstreitig besorgt ist, die Seele wieder in ihr angebornes Land zurück zu führen.

Unter diesen Reden des Geoncha war die Seele näher herbey gekommen, und ich konnte nun sie selbst und ihr Gefolge besser betrachten. Mich däuchte in ihrem Gesicht eine gewisse Erstaunung über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen, und eine gewisse zweifelhafte Miene zu sehen, als ob sie weder ihren Augen, noch den Gegenständen, von denen sie umringt war, trauete. Die Knaben, welche sie begleiteten, werden Begierden genannt. Sie trugen eine Miene der Einfalt und Leichtgläubigkeit auf der Stirne, welche vielmehr von einem guten Herzen als von Dummheit zu zeugen schien. Sie waren liebenswürdig gebildet; doch däuchte mich, als ob ich etwas sehr

Leichtsinniges in ihrem hüpfenden Gang und ihren herumschießenden Blicken wahrnähme. Ich sahe, daß die Seele ihre Augen oft gen Himmel wandte; und es schien dann aus ihrem Lächeln und aus einem stillen Seufzer, der ihr entfloh, als ob sie sich wieder an die Gegend, wo sie hergekommen war, erinnerte.

Nicht weit von dem Ort, wo sie sich befand, war eine kleine Höhe, mit den angenehmsten Blumen bedeckt. Auf der Höhe stand ein mit Rosen bestreutes Lager, auf dem eine Frau von einer feinen, obgleich allzuweichlichen und frechen Gestalt saß, welche sich Glückseligkeit nennen läßt; in der Sprache der Himmlischen aber heißt sie die Thorheit. Sie war von einer Menge kleiner Sylfen und Sylfiden umgeben, die von mannigfaltigerer Bildung waren als die Blumen in den Gärten des Königs in Persien. Ihr Nahme ist Freuden. Sie sind alle Kinder der Thorheit, welche sie in heimlichen Umarmungen mit verschiedenen Vätern gezeuget hat. Diese Freuden, die gleich den Mücken an einem Sommerabend unter einander wimmelten, machten mit ihren Flügeln eine Art von Musik, welche die Seele auf einmahl von ihrem Staunen erweckte. Die Begierden waren schon, so bald sie die schönen Freuden erblickt hatten, auf sie zugeeilt. Es war, als ob sie von einer angebornen Zuneigung zu ihnen gezogen würden. Sie umarmten einander mit so großer Heftigkeit, daß es schien, als ob sie, wie jene Nymfe mit dem spröden Jüngling, in einen einzigen Leib zusammen wachsen wollten.

Die Seele schien Anfangs zweifelhaft, wo sie hingehen sollte. Sie horchte mit heimlichem Vergnü=

gen dem lockenden Getön der Freuden zu; sie wollte zu ihnen gehen, aber sie wich immer wieder von dem geraden Weg ab. Da ich mich über diese schlangenförmige Bewegung verwunderte, sahe ich einen kleinen Knaben mit goldenen Flügeln, in der Gestalt eines aufblühenden Engels, welcher sie, so oft sie zu dem Hügel der Freuden abwich, mit seinem Flügel berührte, worauf sie sogleich wieder in die vorige Bahn zurückzitterte. Ich bat meinen Schutzgeist, mir dieses Gesicht zu erklären.

Er sagte: daß du die Seele so oft und mit einer sichtbaren Ungeduld nach der Seite abweichen siehest, wo sie die Freuden mit ihrem Sirenengesang einladen, ist eine Wirkung der dunkeln Empfindung, die ihr von ihrem ehmahligen Stande zurück geblieben ist. Ehmahls lebte sie als eine Schwester und Gespielinn der Engel in den ätherischen Gegenden, und gewöhnte sich daselbst an einen viel hellern Tag als dieser ist, und an die reinen Harmonien der Sfären. Ungeachtet sie nun bey ihrer Verweisung vom Himmel aus dem Zauberfluß der Vergessenheit trinken mußte, welcher die Kraft hat, die Erinnerung des vergangenen Lebens aus dem Gemüthe zu wischen, so sind ihr doch noch einige Eindrücke und Neigungen von ihrem angebornen Zustande zurück geblieben, welche sich bey jeder Gelegenheit äußern. Jeder Schimmer, jedes Getöne setzt sie in Bewegung und zieht sie mit einer heimlichen Gewalt an sich. Sowohl die reitzende Gestalt jener bunten Freuden, als das liebliche Geräusch ihrer musikalischen Flügel bemeistert sich ihrer mit einer Stärke, der sie nicht widerstehen könnte, wenn nicht der Instinkt, dieser ätherische Knabe,

der immer um sie schwebt, ob sie ihn gleich nie siehet, sie von Zeit zu Zeit zurück triebe, indem er sie mit der äußersten Schwinge seiner magischen Flügel berührt. Es ist nicht ausgemacht, was diesen jungen Engel bewogen hat, die Himmelslust zu verlassen, und der Seele so unverwandt nachzufolgen. Einige glauben, daß es aus sonderbarer Liebe oder natürlicher Anmuthung zu ihr geschehe; mir ist es wahrscheinlicher, daß er ihr von dem König der Geister zugegeben worden, damit er sie auf den einzigen Weg bringe, auf welchem sie zu ihrer verlornen Hoheit und Glückseligkeit zurückkommen kann. Nichts desto weniger wirst du sehen, daß er zu schwach ist, sie von den Lockungen der Freuden abzuziehen. Du siehest, wie sie dem bezaubernden Hügel immer näher kommt; die Begierden eilen, mit Rosen gekränzt, sie einzuladen; jetzt ist sie gefangen; der Instinkt schüttelt seine Flügel umsonst; die Freuden binden sie mit Blumenkränzen; sie umwinden sie ganz, und ziehen sie in den Arm der Thorheit.

Indem ich dieser Scene mit Aufmerksamkeit zusah, sah ich eine wundersame Verwirrung unter den Freuden und Begierden entstehen. Jene, welche diesen vor etlichen Minuten so reitzend vorgekommen waren, daß sie dieselben mit der feurigsten Inbrunst umarmten, verwandelten sich jetzt in ihren Armen in die abscheulichsten Gespenster und Mißgestalten. Einige, die vorher so schön wie die Liebe geschienen hatten, wurden jetzt zu unflätigen Harpyen; andere bekamen eine andere, alle aber eine sehr häßliche Gestalt. Die Begierden bebten mit Unmuth von ihren Lieblingen hinweg. Aber kaum hatten sie sich aus

ihren ekelhaften Umarmungen losgemacht, so erschienen die kleinen Zauberinnen wieder in den reitzendsten Gestalten. Die Begierden wurden aufs neue angereitzt, sich mit ihnen zu vereinigen; aber sie fanden sich bald eben so sehr getäuscht als zuvor. Einige der Freuden stellten sich spröde, und flohen vor den nacheilenden Begierden; andere verfolgten diejenigen, die vor ihnen flohen. Man sah nichts als ein buntes widerliches Gewimmel, und von dem gewaltigen Getöse, welches das Klatschen der Flügel, die ungeduldigen Klagen der betrognen Begierden, und die vermischten Stimmen der Fliehenden und Nacheilenden verursachten, hätte man taub werden mögen. Dieser Lärm weckte endlich die Seele auf, die neben der Thorheit auf einem Rosenlager eingeschlafen war. Sie wollte aufstehen, und ihre Begierden zusammenrufen; aber die Thorheit, welche ihren Arm fest um ihren Leib geschlungen hielt, war ihr zu stark. Sie konnte sich nicht losmachen, zumahl da ein Weibsbild von plumper Bildung, die man Gewohnheit nennt, sie mit neuen und stärkern Banden an das Lager der falschen Glückseligkeit fest machte. Unterdeß hatten sich die Begierden durch ihre beständige aber vergebliche Bewegung so sehr ermüdet, daß sie ganz entkräftet niedersanken und einschlummerten.

Während der allgemeinen Stille, die jetzt auf ein so großes Getümmel folgte, hörte die Seele von ferne ein liebliches Getöne, wovon sie auf eine so süße und mächtige Weise ergriffen wurde, daß sie sich eine starke Bewegung gab, aufzustehen, und die blumigen Fesseln zu zerreissen, womit sie gebunden war. Ich sahe auch, daß der Knabe mit den goldenen Flü-

geln, den ich lange nicht mehr bemerkt hatte, wieder um sie schwebte, als ob er ihr mit seinen ätherischen Flügeln Muth und Stärke zufächeln wollte. Sie riß sich zuletzt wirklich los, und weckte ihre Begierden auf, um der holden Symfonie mit einander nachzugehen, von der sich nur die letzten und schwächsten Ausflüsse in ihrem Ohre verloren. Sie würde aber schwerlich so bald und so leicht aus dem bezauberten Gebiete der Thorheit hinweggekommen seyn, wenn sich nicht eine Frau von ernsthaftem Ansehen zu ihr gefunden hätte, von der mir Geoncha sagte, daß sie Überlegung genannt würde. Die Überlegung hatte eine Brille in der Hand, welche sie der Seele aufsetzte. Sie befahl ihr erstlich, die Thorheit und ihre Töchter damit anzusehen, welche ihr nun so häßlich und schändlich vorkamen, daß sie vor Ekel die Augen wegwenden mußte. Dann befahl sie ihr vor sich hinaus zu sehen, und da entdeckte die Seele auf einem weit entlegenen Berge eine Gestalt von erhabnem himmlischen Ansehen. Sie betrachtete sie lange, und es war ihr, als ob sie sich erinnerte, ehemahls etwas Ähnliches gesehen zu haben. Sie eilete nunmehr, wie mit geflügelten Füßen, vom Instinkt begleitet, nach der glücklichen Gegend, wo sie die schöne Gestalt gesehen hatte, von welcher auch die liebliche Symfonie kam, die sie zuweilen stärker, zuweilen aber fast gar nicht vernahm. Ihre Gefährten schwebten ungedultig voran, und schienen durch eine geheime Ahnung zum Voraus zu empfinden, daß das Leere, das sie in sich empfanden, bald ausgefüllt werden sollte.

Ich sahe auch, wie sie endlich den Fuß des Berges erreichten, wo sie still hielten, um sich ein wenig zu erhohlen. Denn der Berg schien ihnen sehr schwer

zu ersteigen. Ich wurde aber bald einer weiblichen Gestalt von gesunder und starker Leibesbeschaffenheit, und einer sehr sanften Gesichtsbildung gewahr, die zu ihnen heruntersteig. Sie nennte sich Mäßigkeit; zuweilen heißt sie auch Geduld. Sie erbot sich, die Seele an ihrem Arm auf den Gipfel des Berges zu führen. Was die Begierden betrifft, so waren einige so leicht auf den Füßen, und so erhitzt nach der Schönheit, von der sie zwar nur eine dunkle Vorempfindung hatten, daß sie ohne Führer, ob sie gleich nicht selten ausgleiteten, den obern Theil des Berges erreichten. Andere, die etwas träge waren, nahm der Instinkt auf seine Flügel, und brachte sie also sicher auf den Gipfel.

Jetzo däuchte mich, als ob ich selbst durch eine unmerkliche geschwinde Bewegung auf die Stirn dieses Berges gebracht würde, damit ich alles genau beschauen könnte, was ferner mit der Seele, gegen die ich eine zärtliche Zuneigung empfand, sich zutragen würde.

Ich sahe nun eine große Ebne, an der einen Seite von hohen Zedern umringt, an den übrigen offen, und mit allerley gesunden und wohlriechenden Pflanzen bedeckt. Die Luft, die man hier athmete, hatte die Eigenschaft, daß sie die Übung der Leibes- und Seelenkräfte ungemein beförderte. Man schien sich selbst leichter, und wie ätherisch zu werden. Aber ein entzückendes Gesicht, das sich mir anboth, versicherte sich bald meiner ganzen Aufmerksamkeit. Ich sahe die Gottheit dieses Orts, eine himmlische Gestalt, aus dem Zedernhaine hervorgehen, eben diejenige, welche die Seele durch das wunderbare Glas der Überlegung von fern erblickt hatte. Wenn man sie gesehen

hat, so kann man nichts anders mehr schön heißen, als sie; aber es ist unmöglich, sie denen genugsam zu beschreiben, die sie nicht selbst gesehen haben. Sie trug ein goldenes Stirnband, auf welchem in der himmlischen Sprache ihr Nahme geschrieben stand, den nur die Unsterblichen nennen können; bey den Menschen aber heißt sie die Tugend. Zu ihrer Linken ging eine Nymfe, gleich einem Mädchen in der vollen Blüthe der Schönheit, aber von einer so untadeligen und glänzenden Schönheit, daß ich sie für die Einwohnerinn einer höhern Welt halten mußte. Mein Ausleger sagte mir, man nenne sie Harmonie, und die goldene Laute, die an ihrer weißen Schulter hing, sey eben dieselbe, womit sie die Gestirne und Welten in richtige Bewegungen und Kreisläufe gezogen, und den allgemeinen Lobgesang beherrscht habe, den die neugebildete Schöpfung dem Herrn der Wesen gebracht. Ungeachtet sie jetzt nicht spielte, so floß doch noch ein sich sanft verlierendes liebliches Getöne um sie her, gleich dem milden Glanz, den die untergegangene Sonne auf den westlichen Bergen zurückläßt, wenn er sich allgemach unter die Flügel der Nacht verbirgt.

Als die Seele die himmlische Tugend auf sich zukommen sah, eilte sie in einer Art von Entzückung, sich ihr zu ihren Füßen zu werfen, und ihre Kniee, zu umarmen. Jetzt empfand sie zum ersten Mahl, seitdem sie in den irdischen Gegenden gewallet hatte, etwas, das jener Seligkeit glich, die sie unter den Engeln unvermischt genossen hatte, und sie glaubte im Antlitz der Tugend Züge von dem Ewigen Schönen zu entdecken, den sie ehemals angebetet hatte.

Die Tugend hob sie liebreich auf, umarmte sie, und führte sie mitten zwischen ihr und ihrer Schwe-

ster, Harmonie, zu einem erhöhten Orte, wo sie sich niedersetzten. Ich sahe auf dem Angesicht der Seele eine Zufriedenheit leuchten, die nur aus einer Glückseligkeit entspringen kann, welche ganz und gar nach unserer Natur abgemessen ist. Ich sah auch, wie die Begierden ganz erstaunt am Boden klebten, und die Augen nicht von der göttlichen Majestät der Tugend, und der unwiderstehlichen Anmuth der schönen Harmonie verwenden konnten. Aber sobald diese ihre Laute hervor nahm, und einen Gesang zu spielen anfing, der die ganze Natur zu erhöhen schien, so standen die Begierden auf, und machten, mit den Armen in einen Kreis geschlungen, einen sfärischen Tanz um die Tugend, gleich dem Tanze, den die Welten um die königliche Sonne machen. Diese sanfte und wohl abgemessene Bewegung wiegte sie in ein Vergnügen, dergleichen sie nie empfunden hatten. Aber, was noch weit wunderbarer und für mein Aug' ein entzückender Anblick war: jede Begierde, indem sie sich solcher Gestalt um die Tugend, als ihren Mittelpunkt, herum bewegte, faßte, wie in einem Spiegel die Gestalt derselben auf und schien eine nachgebildete Tugend, und zwar jede auf eine ihr eigene Weise, zu werden. Man hätte sie für eine Schar von Kindern Einer Mutter gehalten, von denen jedes ein Nachbild der Mutter scheint, obgleich keines dem andern völlig ähnlich ist.

Indem ich diese wundervolle Scene mit ungemeiner Freude betrachtete, rührte mich Geoncha mit seinem Stab an; und sogleich verschwand das Gesicht, und ich befand mich allein auf dem Gipfel des Berges Kakan.

Timoklea.

Ein
Gespräch
über
scheinbare und wahre Schönheit.

1754.

Vorbericht.

Dieses Gespräch wurde im Jahr 1754 zum Gebrauch einer liebenswürdigen jungen Freundinn des Verfassers aufgesetzt, und erschien ein Jahr darauf mit einigen Veränderungen zum ersten Mahl im Angenehmen mit dem Nützlichen. Der Sokrates, der hier redend eingeführt wird, ist freylich von dem Sokrates, wie ihn der Verfasser sich jetzt vorstellt, wenigstens eben so verschieden, als auch dieser es vielleicht von dem wirklichen Sokrates ist. Da man aber für gut fand, dieses kleine Stück, seiner Mängel ungeachtet, bloß darum, weil es der erste Versuch des Verfassers in der dialogistischen Kunst war, in die gegenwärtige Sammlung aufzunehmen, so war es zweckmäßig (einige Kleinigkeiten in der Sprache ausgenommen) nichts daran zu

ändern, um es Liebhabern solcher Ausmessungen leichter zu machen, die Fortschritte, die er binnen vierzig Jahren in dieser Kunst gemacht haben mag, durch den Punkt, wovon er ausging, genauer zu bestimmen. Seit einem Paar Jahrzehnden ist der Weg freylich nach und nach gebahnter worden.

Timo-

Timokleens Vater war ein naher Verwandter und vertrauter Freund des Sokrates. Dieser konnte daher wohl die Gelegenheit haben, dieses Mädchen in ihrem Putzzimmer zu sehen, welches, nach Griechischen Sitten, einem Fremden nicht angegangen wäre. Sokrates traf sie wirklich einmahl, wie die Geschichte sagt, an ihrem Putztische an, da die Sklavinn, welche ihr aufwartete, eben mit ihrem Kopfschmuck; zu einem Feste, wobey sie mit andern jungen Mädchen öffentlich tanzen sollte, fertig war. Ihre Locken waren auf das zierlichste gerollet, in allerhand Figuren, Schnecken und Rosen gewunden, und mit Perlen und Blumen künstlich durchflochten. Man weiß, daß der Geschmack der Griechen im Putz der Weibspersonen so fein war, als in allen andern Sachen; sie raffinierten über den Kopfschmuck eben so sehr; aber vielleicht nur nach richtigern Verhältnissen, als die heutigen Pariserinnen.

Nachdem Sokrates Timokleen, welche damahls in der Blühte der Jugend und Schönheit stand, eine kleine Weile mit dem weisen Lächeln, welches ihm eigen war, angesehen hatte (so wie etwann ein ätherischer Geist auf die Schwachheiten der Menschen herunterlächeln würde), sagte er zu ihr: Es scheint, o Timoklea, daß du es an dir nicht fehlen lassen willst, dem Fest der Diana Ehre zu machen, und deine Mit-

bürger zu vergnügen; denn du bist so schön geputzt, daß du die Nymfen der Göttinn selbst überglänzen könntest.

Du bist mir zu einer recht gelegenen Zeit gekommen, versetzte das Mädchen. Ich will dich etwas fragen, Sokrates, und ich hoffe, daß du mir ganz gewiß die rechte Antwort geben wirst; denn ich weiß, daß du noch nie was anders als die Wahrheit gesagt hast. Ich traue diesem Spiegel nicht, und dieser Sklavinn noch weniger. Sage mir doch, ob ich schön bin oder nicht? Gefalle ich dir? Du weißt, bey was für einer Gelegenheit ich mich sehen lassen muß.

Wenn ich dich recht verstanden habe, versetzte Sokrates, so ist es einem, der nicht blind ist, leicht, auf die Frage zu antworten. Deine Farbe ist sehr lebhaft, deine Augen haben ein sanftes lächelndes Himmelblau, deine Wangen sind wenigstens so schön als des Mädchens, welches Anakreon seinem Mahler vorzeichnet, und du bist so schön geputzt, als eine Persianerinn. Ist das nicht genug?

Timoklea erröthete ein wenig bey dieser Beschreibung, und antwortete mit einer etwas zerstreuten Miene: Mein Vater hat oft gesagt, daß du nicht schmeicheln könnest; ich glaube also dem Sokrates, auch sogar, wenn er mir sagt, daß ich schön sey; und ich werde es in der That auch nöthig haben, denn meine Gespielinnen sind alle so artig wie Grazien; ich möchte einen so lieblichen Kranz nicht gern verunstalten.

Sey deßwegen ohne Sorge, sagte Sokrates, du bist so schön, als man für den ersten Anblick seyn kann. Aber erlaube mir nun, daß ich, zur Belohnung

für das Vergnügen, welches ich dir durch diese Versicherung mache, auch dir eine kleine Frage vorlege.

Timoklea. Ganz gern.

Sokrates. Warum stehet diese Rose vor deiner Stirn? Vermuthlich hast du der lächelnden Göttinn ein Gelübde gethan, daß du ihrer Blume bey einer so festlichen Gelegenheit eine außerordentliche Ehre erweisen wollest.

Tim. Wie kommst du doch auf einen so seltsamen Einfall? Es ist ja ganz natürlich, daß sie mit zu dem übrigen Kopfschmuck gehört.

Sokr. Diese Rose ist also da, dich zu verschönern?

Tim. Wozu sonst?

Sokr. Was meinst du wohl, Timoklea, wenn ein Pfau sich einfallen ließe, er sey, so wie ihn die Natur gemacht hat, nicht schön genug, und er wollte sich mit fremden Federn verbessern, würde er Federn von einem schönern Vogel nehmen, oder würde er sie einem Sperling oder Raben entwenden?

Tim. Ohne Zweifel würde er sie von einem schönern nehmen.

Sokr. Er gestände also dadurch, daß der Vogel, mit dessen Federn er sich putzte, schöner sey als er selbst.

Tim. So scheint es.

Sokr. Du hältst also die Rose ebenfalls für schöner als dich selbst, weil du glaubst, daß deine Schönheit ohne sie mangelhaft seyn würde?

Tim. Du hast mich erwischt, Sokrates, ich hätte dir oben anders antworten sollen. Ich hätte sollen sagen: die Rose steht nur da, damit die

Zuschauer sie mit meinen Wangen vergleichen, und den Ausschlag zu meinem Vortheil geben.

Sokr. Du bist sehr verwegen, Mädchen! Du hättest keine Blume wählen können, die dir den Sieg leichter streitig machen könnte. Ich will dir indessen gern zugeben, daß die Farbe deiner Wangen für einen Jüngling, oder auch für uns Alte, etwas Angenehmers habe, als die Farben der Rose; denn so stolz wirst du doch nicht seyn, und verlangen, daß deine Farbe an sich selbst schöner sey als der Rose. Da würdest du alle Schmetterlinge und Rosenkäfer gegen dich haben; und der Beyfall eines Käfers ist für die Rose so gültig, als für dich das Lob eines Jünglings. Es kommt sehr viel auf die Augen und das Gemüthsverhältniß des Sehers gegen dich an. Cefise wird dich gewiß nicht des zehnten Theils so schön finden, als Chaerefon. Dieser siehet dich mit Begierde, und jene halb mit Triumf, und fast mehr als halb, mit Furchtsamkeit an. — Aber antworte mir jetzt nur auf dieses: Glaubst du nicht, daß die Rose so schön ist als sie seyn kann? Du kannst nur diese hier zur Probe nehmen. Ich halte es für unmöglich, daß sie Zeuxis mit aller seiner Kunst, so schön wie sie ist, abmahlen könnte. Wie voll, wie frisch, wie glühend ist sie! Welch eine zierliche Figur der Blätter! Welche zarte Schattierung der Farbe! Wie lieblich spielen diese kleinen blauen Adern aus der durchsichtigen Röthe! Gewiß, sie ist eines von den schönsten Geschöpfen, welches Gott vielleicht nach irgend einem himmlischen Modell gebildet, und unsrer Erde geschenkt hat. — Gesetzt nun, es gäbe irgend eine schönere Blume als die Rose ist, sie wäre aber aus der Art geschlagen,

oder in ihrer Entwicklung vom Reif versengt, oder von Raupen zerfressen, so würdest du nicht sagen können, daß dieselbe Blume, in einer solchen verderbten Beschaffenheit, so schön sey, als diese Rose in ihrer blühenden Pracht.

Tim. Nein, diejenige ist ohne Zweifel schöner, welche gerade das ist, was sie seyn soll. Aber was willst du damit sagen?

Sokr. Ich will damit sagen, daß Cesise nicht so schön ist, als diese Blume. Ihre Leibesbildung ist zwar so symmetrisch, als sie nur immer ein Alkamenes aussinnen mag; ihre Wangen sind wie Rosen unter Lilien; sie gleicht in gewissen Augenblicken einer vollkommen schönen Bildsäule. Aber wenn sie bey der Erzählung einer tugendhaften That eben so gleichgültig bleibt als diese Bildsäule, wenn sie, statt einer klugen Antwort nur perlenfarbe Zähne weis't, wenn sie die Stirne in Falten ziehet, sobald sie ein anders Mädchen loben hört, wenn sie in Gegenwart eines klugen Menschen eine halbe Stunde lang mit ihrer Wachtel schwatzt, oder tausend wunderliche Figuren und Minauderien macht, um unsre jungen Sybariten zu fangen, dann kann ich in der That nicht glauben, daß Cesise so schön sey, als sie seyn könnte.

Tim. Wenn Cesise so ist, so ist sie wahrlich dem Bilde sehr unähnlich, welches mir in einem unserer Poeten ungemein gefallen hat. Ich erinnere mich so oft daran, daß es mir sogar zuweilen in Traum vorkommt. „Die liebenswürdige Pasithea gefällt Allen, die sie sehen; aber ein Weiser, der sie sieht, muß sie lieben. Ihre Augen lächeln wie ein heiterer Abendhimmel, und die Sittsamkeit wohnt auf ihren unverstellten Wangen. Wenn sie spricht, so ist der Inhalt

ihrer Worte so harmonisch als ihre Stimme; ihre Empfindungen sind aufrichtig, gütig, und unschuldig wie ihre Blicke. In ihren Geberden ist Anstand, ihre Kleidung ist einfältig und zierlich. Sie liebt ihre Schwester so zärtlich, als ob sie nicht schöner wäre; und ihre liebste Bemühung ist, einer Mutter zu gefallen, nach deren Erinnerungen und tugendhaften Sitten sie sich zu bilden trachtet. Wenn die Grazien, welche die Tugend begleiten, eine irdische Gestalt annehmen wollten, so würden sie die deine annehmen, o Pasithea! Beym ersten Anblick ist man geneigt, dich für liebenswürdig zu halten; je mehr man dich kennt, desto gewisser wird man, daß du es bist." Die Stelle ist lang; aber findest du nicht, Sokrates, daß sie so schön sey, als ich sie empfinde?

Sokr. Du hast sie in der That mit einer Miene voll Empfindung hergesagt. Aber kennest du diese schöne Pasithea? Wohnt sie in deiner Nachbarschaft? ist sie deine Freundinn?

Tim. Leider, nichts von dem Allen. Ich habe sie nie anders als im Poeten gekannt.

Sokr. Das ist mir leid. Mich dünkt, ein Mädchen habe nicht eher das geringste Recht, sich für schön zu halten, bis sie dieser Pasithea recht ähnlich ist, sie mag nun seyn, wo sie will. Aber weil du doch in ihr bloßes Bildniß schon so verliebt bist, so wirst du dich ohne Zweifel auch bemüht haben, ihr gleich zu werden, so daß du es entweder jetzo schon bist, oder es doch nächstens völlig werden wirst. Was meinest du dazu, Timoklea?

Tim. Ich meine — daß es sehr schwer sey, von sich selbst zu reden; und wie viel schwerer muß es einem Mädchen von meinem Alter seyn, von wes-

chem man nicht wohl erwarten darf, daß es sich selbst kenne. Wenn ich aber ja eine genauere Antwort geben soll, so finde ich mich dem Bilde dieser Pasithea in manchen Stücken nicht unähnlich (die blauen Augen nicht mitgerechnet). Wenn ich mich aber deßwegen für schön genug halten wollte, so würde mir etwas in meinem Busen widersprechen, welches sich gar oft hören läßt, wenn mich der Spiegel oder meine Sklavinnen eitel machen wollen.

Sokr. Du glaubst also, daß du nöthig habest, dich schöner zu machen, wenn du nicht leiden willst, eben sowohl als Cesise, von der Rose an deiner Stirne beschämt zu werden.

Tim. Ja freylich.

Sokr. Und zu dieser Verschönerung wirst du andere Mittel nöthig haben, als Kräuseleisen, und Perlenschnüre und arabische Salben. Denn an diesen kann der Fehler in der That nicht liegen.

Tim. O wie würdest du mich verbinden, guter Sokrates, wenn du mich diese Kunst, schöner zu werden, lehren wolltest, welche gewiß niemand besser kennt, als du. Du würdest die lernensbegierigste Schülerinn an mir haben. Von meinen ersten Empfindungen an habe ich die zärtlichste Neigung gegen das Schöne und Anständige gehegt; sie ist mit den Jahren gewachsen, aber ich fürchte, daß man mich das, was das Schönste und Vortrefflichste ist, noch nicht, oder nur sehr wenig kennen gelehrt hat.

Sokr. Wir werden schwerlich noch Zeit haben, unsre Unterredung fortzusetzen; du wirst nun bald vor dem Tempel seyn müssen.

Tim. Sey unbesorgt, Sokrates. Es sind noch zwey Stunden, bis das Opfer angehen wird; und alsdann werden mich etliche meiner Freundinnen abhohlen. Bis dahin werde ich noch vieles von dir hören können.

Sokr. Aber würdest du diese kurze Zeit nicht besser vor dem Spiegel anwenden können, als mit mir? Bist du auch gewiß, daß jede Schleife, jede Locke an dem rechten Platz, und in der besten Lage ist? Und wenn auch hierin im geringsten nichts fehlt, so wird es doch ein großes Vergnügen seyn, alle diese Reitzungen vor dem Spiegel zu mustern, und sich als die Besitzerinn derselben zu denken. Dieses Vergnügen muß in der That ungemein groß seyn; denn ich höre, daß viele Mädchen in Athen halbe Tage in dieser entzückenden Beschauung zubringen; ja, daß einige sogar mit der Morgenröthe aufstehen, um diese Wollust desto länger zu genießen, von welcher sie urtheilen, daß sie den Schlaf überwiege. Müßte ich mir nicht ein Gewissen machen, dich von so süßen Selbstbetrachtungen abzuhalten?

Sokrates sagte dieß mit einem ironischen Lächeln, welches dem guten Mädchen ein wenig weh that. Sie erheiterte sich aber augenblicklich wieder, und indem sie ihn mit Blicken, in welchen die Aufrichtigkeit ihrer Worte ausgedrückt war, ansah, sagte sie:

Ob mir gleich mein Geständniß vielleicht keine Ehre macht, so läugne ich doch nicht, daß ich mit Vergnügen in den Spiegel sehe. Aber du darfst mir glauben, Sokrates, daß das Vergnügen, das ich in deiner Gesellschaft finde, von einer viel edlern Art, viel sanfter und reiner, als jenes ist, welches ich nie ohne Vermischung mit Eitelkeit, Eifersucht, oder Be-

gierde zu schimmern und bewundert zu werden, empfunden habe. Das Vergnügen, daß ich genieße, wenn ich dich reden höre, scheint meiner Seele viel eigener und natürlicher. Ein jeder Gedanke, den du in mir erweckst, macht mir eine so große Freude, als ob ich etwas sehr Kostbares gefunden hätte. Ich glaube gewiß, daß ich von dir lernen kann, wie man es machen muß, um wahrhaftig schön und trefflich zu seyn; und wie könnte ich mich betrügen, da ich dich für so menschenfreundlich halte, daß du dich die Mühe nicht dauern lassen wirst, die du deßwegen an mich wenden müßtest!

Sokr. Diese Gesinnungen nehmen mich ganz ein, liebe Timoklea. Deine Miene hat mich nicht getäuscht, da sie mir gleich anfangs eine liebenswürdige Seele auszudrücken schien; du bist es in der That würdig, weit über die gedankenlosen rosenwangigen Mädchen hinweggesetzt zu werden. Ich sehe dich zwar schon auf einem so guten Wege, daß du, auch ohne fremde Hülfe, bloß durch dein gutes Naturell zu keiner geringen Vortrefflichkeit würdest haben kommen können. Indessen würde ich mich doch freuen, wenn ich dir behülflich seyn könnte, früher und leichter so schön und gut zu werden, als es nöthig ist, um einer wahrhaftigen Glückseligkeit fähig, und der Liebe aller Tugendhaften würdig zu seyn. Die Weisheit ist nicht schwer. Es kommt lediglich darauf an, daß man eine kleine Reihe von Wahrheiten deutlich einsehen lerne, und von ihrem unschätzbaren Werth, von ihrer göttlichen Schönheit so eingenommen werde, daß man sie zu beständigen Regeln seines Lebens mache. Das Meiste kommt hierbey auf ein gefühlvolles und redliches

Herz an; dieß kommt dem Verstand allezeit zu Hülfe; und wie die Exempel nicht selten sind, daß jemand durch die Liebe mit einer bewundernswürdigen Behendigkeit zur Vollkommenheit in einer Wissenschaft oder Kunst gestiegen ist, so ist kein Zweifel, daß man in der Bestrebung nach Weisheit und Tugend viel weiter kommen wird, wenn die Seele schon mit edeln Begierden nach dem Schönen und Vortrefflichen angefüllt ist. Damit aber unsere Unterredung zu ihrem Zweck komme, so erlaube mir, dich zu fragen, o Timoklea, wo nach deiner Meinung eigentlich die Quelle der Schönheit zu suchen sey?

Tim. Ich verstehe deine Frage noch nicht genugsam, um darauf antworten zu können.

Sokr. Ohne Zweifel ist dir das Wort Schönheit undeutlich. Ich nehme es jetzt in keinem andern als dem gemeinen Sinn, worin es von jedermann genommen wird, wenn man sagt: eine schöne Person, ein schönes Gesicht, eine schöne Blume u. s. w. Meine Frage aber will ich dir durch ein Gleichniß verständlicher machen: Wenn du in einem Brunnen das Bild einer Nymfe oder sonst eines schönen Dings erblicktest, so würde dir augenblicklich einfallen, daß dieses nur ein Schattenbild von einem wirklichen Wesen sey, und du würdest dich nach dem gegen über stehenden Urbild umsehen. Oder wenn ich beym Anbruch des Tags die dünnen Wolken, die um den Horizont schweben, mit so angenehmen und immer höhern Farben beworfen sehe, so schließe ich daraus auf die Ankunft der Sonne, von welcher ich weiß, daß diese Farben ausfließen; da die Wolken an sich

selbst, wie das Wasser, aus welchem sie entstehen, nur dunkle Körper sind. Die Sonne ist also eigentlich die Quelle der Schönheit dieser vielfarbigen Morgenwolken. Und nun frage ich, in dem gleichen Verstand der Worte, was die Quelle der Schönheit des Leibes sey?

Tim. Ich glaubte nicht, daß es mit der Schönheit die gleiche Bewandtniß habe, wie mit dem Schatten im Wasser, und dem Urbilde desselben. Ich hielt sie für etwas, das für sich selbst besteht; aber es scheint, daß du es anders findest, und ich werde mich gern unterrichten lassen.

Sokr. Die wahre Beschaffenheit der Sache ist leicht herauszubringen. Du kennest ohne Zweifel die Tochter des Kallinous, welche noch kürzlich für eine der schönsten Personen in Athen gehalten wurde. Jetzt unterscheidet sie sich zu einer Zeit, da sie in der Blüthe der Jugend stehen sollte, durch eingefallene Augen, eine bleiche Farbe, und so verdrießliche Gesichtszüge, daß man sich fürchtet, ihr unter die Augen zu sehen. Man sagt, man sagt, Parrhasius habe sie jüngst zum Muster genommen, da er die Mißgunst in sichtbarer Gestalt zeigen wollte. Und wo mag diese Veränderung hergekommen seyn? Sie ist nie krank gewesen. Aber sie ist seit einem Jahr in das Spielen so vernarrt worden, daß sie mit etlichen sogenannten Freundinnen, von gleicher Art, Tag und Nacht damit vertreibt. Beym Spiel hat sie so viel Gelegenheit zu widrigen und unedlen Leidenschaften gehabt, daß ihre Gesichtszüge endlich ganz verkehrte Falten bekommen haben. Eine herrschende schlimme Leidenschaft, es sey nun Neid oder Eifersucht, oder

lasterhafte Liebe, kann in kurzer Zeit aus einer Grazie ein Schreckbild machen. Du siehst also, daß auch die äußerliche Schönheit vielmehr von der Seele abhängt, als man insgemein aus Mangel der Überlegung meint.

Tim. Dem ungeachtet sind doch viele Leute, welche sowohl sich selbst für schön halten, als von Andern dafür gehalten werden, von denen man schwerlich wird sagen können, daß sie ihre Schönheit der Seele zu danken haben; es müßte denn seyn, daß ihre Seele geben könnte, was sie selbst nicht hat.

Sokr. Diese Personen, welche du meinst, sind ohne Zweifel von der Gattung, die wir, in der filosofischen Sprache, Halbmenschen oder Amfibia nennen; zweydeutige Komposizionen aus streitenden Eigenschaften, gut und böse, schön und häßlich, je nachdem es die Leidenschaften mit sich bringen, deren Sklaven sie sind. Diese Leute können sich unter den Tugendhaften und den Bösen unter den Weisen und Narren gleich wohl gefallen, nach Art des Bibers oder Krokodills, die auf dem Lande und im Wasser leben können. Du wirst bey keinem Mädchen von dieser Gattung auch nur eine mittelmäßig beständige Schönheit finden. Ich kenne ein solches Geschöpf, welches ich eher ein Meteor oder einen Chamäleon, als eine Weibsperson nennen möchte. In einer einzigen Stunde habe ich sie zwölferley Personen spielen sehen. Bald lächelt sie, bald zürnt sie; jetzt sieht sie ganz schwermüthig aus, und augenblicklich darauf tanzt sie wie ausgelassen in der Stube herum. Man sollte denken, daß sie recht darauf raffiniere, aus den abgeschmacktesten Fratzengesichtern süße Mienen und bezaubernde Reitzungen herauszuziehen; denn sie sucht eine Geschicklichkeit darin, auf eine fürchter-

liche Art zu lächeln, oder eine angefangene widerwärtige Miene in eine annehmliche zu endigen. Je nachdem man eine solche Kreatur in einer Laune antrifft, nachdem wird man sie häßlich oder schön finden; und also ist sie eigentlich kein Beyspiel gegen meinen aus der Erfahrung gezogenen Satz, daß die Quelle der Schönheit in der Seele zu suchen sey.

Tim. Ich wünschte doch, daß du deine Gedanken ein wenig genauer aus einander setztest. Denn obgleich die Seele einen großen Einfluß in die Schönheit des Leibes hat, so scheint es mir doch, daß diese letzte in vielen Stücken von jener unabhängig sey.

Sokr. Ich hoffe, deinem Begehren durch folgende Vorstellung zu entsprechen. Unser Leib sowohl als unsere Seele sind von Natur so gebildet, daß sie nicht anders als schön seyn können, wenn sie sich in dem natürlichen Zustand befinden, in welchem alle Geschöpfe sind, wofern sie nicht verderbt werden, das ist, wenn sie gesund sind. Mit einer vollkommenen Gesundheit des Leibes ist die Schönheit desselben nothwendig verknüpft; und eben diese Beschaffenheit hat es mit der Gesundheit der Seele, welche in der Tugend bestehet. Jeder Mangel der körperlichen Schönheit kommt von irgend einem Verderbniß her, das in unsrer ungemein feinen und leicht in Unordnung gebrachten Maschine vorgegangen. Es ist aber wohl zu merken, daß zwischen der Gesundheit der Seele und des Körpers kein so genaues Verhältniß ist, daß, wenn das eine krank ist, das andere in eben dem Grade mit leiden müßte. Eine sehr heitere, lebhafte und tugendsame Seele kann in einem kränklichen Gehäuse wohnen; hingegen kann der Seele eines Alcibiades ein sehr gesunder und starker Körper zufallen; und daher kommt es, daß eine Lais oder

andere Afterschönheiten von der betrügerischen Art, die unter einer schönen Larve ein verachtenswürdiges Gemüth verbergen, manchmahl viele Zeit brauchen, bis sie ihre Schönheit zu Grunde gerichtet haben. Dem ungeachtet stehen Seele und Leib in einem so genauen Verständniß mit einander, daß die Gesundheit und Schönheit des Körpers leidet, je mehr sich die Seele von der Tugend entfernet, und hingegen ordentlicher Weise zunimmt und vermehrt wird, je mehr sich die inwendige Schönheit entwickelt. Insonderheit ist der Einfluß der Seele ungemein spürbar, wenn sie, wie es von Rechts wegen seyn soll, der herrschende Theil bey einem Menschen ist. Man versteht unter dem, was man Annehmlichkeiten oder Grazien nennet, nichts anders, als diese kleinen Einflüsse, welche die Lebhaftigkeit, Schönheit und Zierlichkeit des Gemüths in den Körper hat; und wenn man genau redet, so unterscheidet man Schönheit und Anmuth, wovon die letzte, eben deßwegen, weil sie unmittelbar aus der Seele fließet, weit edler ist als die erste.

Tim. Ohne Zweifel ist sie das; sie thut eine viel schnellere und größere Wirkung auf das Gemüth, als die bloße Schönheit. Eine Person kann, ohne das zu seyn, was man insgemein schön nennet, sehr angenehm seyn, und eben dadurch viel beliebter, geschickter zur Gesellschaft, als eine eigentliche Schönheit. Mich dünkt irgendwo gelesen zu haben, daß die meisten Schönen unerträglich seyen, und daß hingegen viele Personen, ohne schön zu seyn, eine gewisse nachahmenlose Anmuth besitzen, die einem das Herz abgewinnt. Sage mir nun, Sokrates, ob ich dein System recht gefaßt habe, wenn ichs mir so vorstelle.

Zur vollkommenen Schönheit des Menschen würde erfordert, daß sowohl die Seele, der edelste Theil, als der Leib, jedes ganz und gar in seinem natürlichen Zustand der Gesundheit sich befände. Jene müßte ganz tugendhaft, dieser lebhaft und blühend seyn, beyde aber in der besten Harmonie stehen. Es findet sich aber, so viel ich weiß, eine vollkommene Schönheit nirgends als in den Welten der Dichter. Hingegen theilen sich die Menschen in Absicht der Schönheit in verschiedene Klassen. Bey einigen findet man bloße Schönheit des Leibes ohne Anmuth, und da liegt der Fehler an der Seele. Bey andern findet man Tugend ohne äußerliche Schönheit, die aber durch das gefällige Wesen, welches Personen von guter Sinnesart eigen ist, genugsam ersetzt wird. Bey einer noch kleinern Anzahl finden sich beyde Schönheiten gepaaret; es giebt aber in dieser und den andern Klassen unzählige Grade. Es sollte mir leid seyn, wenn es nöthig wäre, noch eine vierte Klasse für diejenigen zu machen, welche weder äußerliche noch innere Schönheit haben; denn ich denke, daß dergleichen Geschöpfe eher unter die Affen als die Menschen gehören möchten. Wenn ich nun alles zusammen nehme, so dünkt mich, weil doch ein vollkommen schöner Mensch schwerlich gewöhnlicher seyn wird, als ein Sfinx, so müsse man die Schönheit nach den vornehmsten Theilen bestimmen, so daß wir, wenn wir richtig reden wollen, nur diejenigen Personen schön nennen müssen, bey denen wir die Schönheit der Seele, und die damit verbundenen Annehmlichkeiten finden. Hingegen soll eine Person, die nur dem ersten Anblick schön vorkommt, in der That aber nichts Vorzügliches

in ihrem Gemüth und Karakter zeigt, schlechterdings das Recht auf das Lob der Schönheit verloren haben. Die Poeten haben einen Narcissus, der seinen Nahmen füglich allen den jungen Herrn leihen könnte, die uns nur mit körperlichen Reitzungen gefallen, oder vielmehr uns fangen wollen; und um gleicher Bequemlichkeit willen könnte man eine jede rosenwangige Dame ohne Geist, um das Wort Schön nicht zu mißbrauchen, eine Narcissa heißen.

Auf diese ziemlich lange Rede, welche Timoklea mit einer besondern Anmuth vorbrachte, versetzte Sokrates in einer Art von Entzückung:

O Timoklea, wenn irgend eine Athenerinn fähig ist, wahrhaftig schön zu werden, so bist du es! Ich habe dir mit dem größten Vergnügen zugehöret. Du hast meine Gedanken nicht nur wohl gefaßt, sondern auch noch besser geordnet und gebildet, und sie haben in deinem Mund eine neue Anmuth bekommen. Du bist uns eine Pasithea schuldig. Die Natur hat dich mit der schönsten Anlage zu einer liebenswürdigen Harmonie zwischen dem äußerlichen Menschen und dem inwohnenden Geiste begabt, welcher seiner Natur nach, da er viel vortrefflicher als jener, einfach, unvergänglich und der Gottheit ähnlich auch der wahren Schönheit viel fähiger ist, als der aus so vielen widerwärtigen Theilen zusammen geleimte, veränderliche und dem Tod unterworfene Leib, auf dessen vergängliche Schönheit sich einige so viel einbilden, daß sie des großen Vorzugs ihrer Natur ganz vergessen. Denn die Schönheit der menschlichen Seele ist so weit über die Schönheit eines blühenden und mit anmuthigen Farben übertünchten Leibes erhaben, als

die ihnen, nach der Meinung einiger Weisen, zu bewegen gegeben sind. Der Urheber der Natur hat zwar diese Welt, auf die er uns gesetzt hat, mit unzähligen Arten von schönen Dingen ausgeschmückt; und es muß auch einem Weisen erlaubt seyn, in Bewunderung zu gerathen, wenn er dieses erhabene Gewölbe von fließendem Safir, diese alles umgebende zarte Luft, mit Lichtstrahlen und anmuthigen Gestalten der Dinge angefüllt, diese grün bekleidete Erde mit selbst gewachsenen Blumen gestickt, diese prächtigen und reitzenden Ansichten, die so mannigfaltigen, so künstlichen und so schönen Bildungen der Thiere, der Vögel, Fische, Insekten und Pflanzen, — wenn er von diesem allem nur einen kleinen Horizont übersieht, so muß es ihm erlaubt seyn, von so vielen Schönheiten in Erstaunung gesetzt zu werden, und er wird nicht anders als aus dem, was er da sieht und empfindet, schließen können, es müsse die Absicht der göttlichen Kraft, die alles dieß hervorgebracht hat, gewesen seyn, etwas sehr Schönes und Bewundernswürdiges zu machen. Wenn wir aber den Menschen in seiner ganzen Anlage und nach allen seinen Verhältnissen betrachten, so finden wir, daß der Schöpfer der Welt in ihm allein einen herrlichern Beweis von seinem göttlichen Verstande und der Hoheit seiner Ideen dargestellt hat, als in der ganzen übrigen sichtbaren Natur. Ihm allein hat er von dem alles belebenden Geiste ein so reiches Maß zugetheilt, daß er, in einiger Ähnlichkeit mit der Gottheit selbst, denken, und eine ganze Sfäre, eine ganze Welt voll Schönheit und nützlicher Gegenstände, überschauen und beherrschen kann. Ihn allein hat er ganz und gar zur Tugend, das ist, zu der größ-

ten Würde und zu der höchsten Glückseligkeit, deren ein Geschöpf fähig, geschaffen. In dieser besteht diese Schönheit von einem höhern Rang, welche den Menschen zu dem obersten Geschöpf, und gleichsam zur Krone der göttlichen Werke macht. Alle Kräfte des Menschen, und alle Wirkungen dieser Kräfte, alle Erkenntnisse, nach welchen der Verstand strebet, alle Bemühungen des ganzen Menschen, sollen der Tugend geheiliget seyn. Sie soll den ganzen Menschen regieren und einnehmen; und dafür in allen Umständen seine Glückseligkeit ausmachen. Denn daß man auch in den glücklichsten äußerlichen Umständen nur durch die Tugend glückselig seyn könne, das müssen auch die Lasterhaften zugestehen. Es ist aber diese Tugend kein so eingeschränktes und mangelhaftes Ding, wie sich die Meisten einbilden; sie ist die Gesundheit der ganzen Seele; eine standhafte Neigung zu allem was gut und vortrefflich ist; eine inwendige Güte, die sich immer mitzutheilen trachtet; eine aus Einsicht fließende Liebe der Ordnung und der göttlichen Gesetze, von deren Beobachtung die Glückseligkeit der Wesen so sehr abhängt, daß der Schöpfer selbst mit seiner ganzen Allmacht keinen Menschen glücklich machen könnte, der sich diesen Gesetzen nicht unterwerfen wollte. Nur eine solche Tugend verdienet diesen erhabenen Nahmen, und nach keiner geringern müssen alle unsere Bestrebungen gehen. Einzelne Stücke von der Tugend, die in ein lasterhaftes oder thörichtes Leben eingeflickt werden, sind wie glänzende Lappen an einem zerstückten Bettlermantel. Man wird von einem übelgewachsenen und mißgestalteten Körper nicht sagen, daß er schön sey, wenn gleich ein einzelner kleiner Theil einiges Ebenmaß hätte. Aber wenn wir die Tugend, so wie ich sie beschrieben habe, in

ihrer vollen Schönheit an jemand erkennen, dann müssen wir gestehen, daß die menschliche Natur einer großen Vortrefflichkeit fähig sey: und wie schön, wie ähnlich den überirdischen Gegenden, müßte eine ganze Welt voll solcher Menschen seyn! Gewiß, Timoklea, erst alsdann wäre unsere Erde so wie sie seyn sollte, wenn der vornehmste ihrer Einwohner, dem Ursprung und der Würde seiner Seele getreu, seine Glückseligkeit in der Tugend suchte, wenn Unschuld und Wahrheit und Tugend unter uns herrschend wären. Gewiß die ganze Natur würde durch diese Veränderung ein schöneres Ansehen gewinnen. Ich lasse mir auch die Hoffnung nicht gerne nehmen, daß einmahl eine Zeit kommen werde, die eine so glückliche Veränderung (wofern man es nicht eher Verwandlung nennen muß) mitbringen wird.

Tim. Wie sehr hast du mich durch diese Vorstellungen gerührt, die dir die Wahrheit selbst auf die Lippen gelegt zu haben scheint! Wie groß! majestätisch und liebenswürdig ist der Mensch nach deiner Beschreibung! und mich dünkt, ich fühle es an meinem eigenen Herzen, daß es deinen Reden Beyfall giebt; es empfindet, daß es möglich ist zu seyn, wie du verlangest, und es ist voll Begierde nach dieser hohen und geistigen Schönheit, die aus einer standhaften Güte der Seele, nebst unzählbaren andern guten Wirkungen ausfließt. Verlasse mich nicht o Sokrates, in der süßen Beschäftigung, die künftig meine Hauptarbeit seyn soll; und glaube, daß deine menschenfreundliche Sorgfalt an ein Herz gewendet ist, welches sie zu schätzen weiß.

Platonische Betrachtungen über den Menschen.

1755.

In der unendlichen Leiter der lebenden und beseelten Geschöpfe, steht der Mensch, wie es scheint in der Mitte, und verbindet die Welt der Geister mit dem unabsehbaren Reich der Thiere. Seiner Gestalt nach scheinet er weiter nichts als das schönste und vornehmste unter den Thieren: aber seine Werke zeigen, daß englische Fähigkeiten in diesen Leib eingeschränkt sind. Die Vernunft giebt auch seinem sinnlichen Vermögen eine unendlich weitere Ausdehnung als den andern Thieren. Mit Augen, welche schwächer sind als des Adlers, sieht er die entferntesten Gestirne, dringt in die Tiefen des Meers, und entblößt das Eingeweide der Erde. Seine Einbildungskraft entdeckt ihm unzählbare Welten, und ahmet von ferne dem Schöpfer nach, der in einem Augenblick einen Himmel voll Ordnung und Schönheit aus dem Nichts hervorrufen kann. Er hohlet das Vergangene zurück, und giebt ihm eine zweyte Wirklichkeit; er überschaut das Gegenwärtige und deckt sogar den Vorhang der Zukunft auf. Durch die Fähigkeit, seine Begriffe in Ordnung zu bringen, ist er im Stand, unzählige Empfindungen und Vorstellungen zu erhalten, die sich sonst in der Menge verloren hätten. Und durch das Vermögen, die Regel des Schönen und Angenehmen zu entdecken, kann er die Grenzen seiner Vergnügen fast ins Unendliche erwei-

tern. — Nehmet ihm die Vernunft, und lasset nur das Thier übrig: Der Mensch wird in einem sehr kleinen Kreise empfinden, er wird immer die gleichen Vorstellungen haben, er wird wenigen Trieben der Natur immer gleich genug thun; jeder Tag wird ihm der vorige seyn, er wird eine Uhr seyn, die immer gleich lauft, bis sie die Bewegung verliert. Ein Thier ist nicht Meister weder über die Eindrücke, die es von außen bekommt, noch über die Triebe, die dadurch erregt werden. Es kann weder seine Freuden vergrößern, noch seine Schmerzen verringern. Der Mensch empfindet fast jedes Vergnügen dreyfach, und jedes Mahl mit eigenen Reizungen begleitet. Er sieht es zum Voraus, er genießt es, eh es da ist, und die Hoffnung vergrößert es vor seinen Augen. Nachdem er es genossen hat, kann er es wieder erneuern, so oft er will, und vermittelst einer kleinen Entzückung, welche durch die wunderbaren Triebfedern der Imagination hervorgebracht wird, es fast bis zur Lebhaftigkeit der wirklichen Empfindung erhöhen. Seine Gefühle sind feiner, ordentlicher und verknüpfter, und sie sind auch mehr in seiner Gewalt. Selbst die widrigen sind es; denn er kann sie verkleinern, entfernen, oder mit angenehmen Farben übermahlen; ja, so groß ist die Gewalt der Vernunft, daß sie aus dem Schmerz selbst Vergnügen erzwingen kann.

So große Einflüsse hat die Vernunft auf die sinnlichen Kräfte der Seele. Sie erhöhet, verschönert und erweitert sie, und adelt das Thier zu einer Art von Engeln.

Aber wie vortrefflich ist diese Vernunft, an sich selbst betrachtet, und wie groß macht sie den Menschen, da sie das Reich der Wahrheit vor ihm aufschließt,

und ihm in den ewigen Gesetzen der Ordnung und Vollkommenheit unterweiset! Sie führt ihn von Stufe zu Stufe bis zum unendlich vollkommenen Wesen.— Doch sie braucht dazu keinen so langen Weg, sie zeigt es ihm in einem jeden Object, in einer Blume des Feldes, in einem Insect, das seine Flügel in den Sonnenstrahlen entfaltet. Sie zeigt ihm mehr in der Natur, als die bloßen Augen dem Thier zeigen; sie liest darin die Gedanken Gottes, den Entwurf und die Absichten des Schöpfers, die Tugenden der vollkommnen Güte. Dieses innere Auge übertrifft Myriaden von leiblichen Augen, sagt Plato; denn durch dieses entdecken wir die Dinge, wie sie sind. Es siehet, wie aus Gott, dem ewigen Ursprung dessen was möglich und wirklich ist, das ganze System der Wahrheiten fließt, und in ihm wieder zusammenlauft. Es lehrt uns die Gesetze der Glückseligkeit, die Richtschnur aller Bewegungen unserer Seelen, aller Handlungen des ganzen Menschen, und zeigt, daß die Grundgesetze, von denen das Wohl der Menschen abhängt, eben dieselben sind, welchen jeder Erzengel gehorcht; eben dieselben, nach welchen Gott selbst handelt.

Lasset uns jetzt einen Blick thun, auf das, was der Mensch auf diesem Planeten ausgerichtet hat, der zum ersten Theater seiner Fähigkeiten geschaffen worden. Allenthalben werden wir den Beherrscher der Erde finden. Hier sehen wir Wüsten zu blühenden Gärten umgeschaffen, Wildnisse und grauenvolle Wälder in fruchtbare Ebnen verwandelt, und genöthigt, unzähligen Einwohnern Überfluß zu geben, ganze Länder dem Wasser entrissen, Felsen in bequeme Wohnungen der Menschen ausgehauen. Hier zeugen Pyramiden und Tempel von der allmächtigen Kunst des

Menschen. Die bloßen Ruinen von Persepolis sind Denkmähler, daß einmahl Geschöpfe da gewohnt haben, welche der Natur befehlen konnten. Sehet dort einen Praxiteles dem todten Marmor Leben und Anmuth geben, und Halbgötter aus Steinen hervorziehn! — Hier ist eine leere Tafel, und etwas geriebne Erde. In weniger Zeit wird die Hand eines Apelles, welche einem unsichtbaren Geiste nacharbeitet, unsre Augen mit der reitzenden Gestalt einer Nymfe bezaubern, die von keiner lebenden Schönen ohne Eifersucht gesehen wird. — Wer wird glauben, daß in diesen stummen Saiten Harmonien verborgen wären, welche das Herz schmelzen, und die Seele in wenigen Minuten durch den ganzen Labyrinth der Leidenschaften fortreissen? Aber lasset einen Tonkünstler mit Fingern, deren jeder eine Seele zu haben scheint, diese stummen Saiten beherrschen, und ihr werdet lauter Ohr, lauter Harmonie werden, und über den Menschen erstaunen.

Durch den Einfluß der Vernunft in das Herz wird die Tugend hervorgebracht, die allein das ist, was den Menschen seines Urhebers würdig machen kann; diese Güte, die ihre höchste Freude im Glück aller Geschöpfe findet; diese liebreichen Neigungen, welche immer beschäftigt sind, wohl zu thun; diese Liebe zu allem, was uns durch Schönheit oder Vollkommenheit an unsern Schöpfer erinnert; diese richtige Stimmung der Affecten und Empfindungen, welche mit der Vernunft, oder den ewigen Gesetzen der Ordnung, die angenehmste Symfonie machen. Was ist schöner als der tugendhafte Mensch? Und daß er es seyn könne, beweisen eben diese Jahrbücher aller

Zeiten, die durch die edeln, großmüthigen und wohlthätigen Beyspiele rechtschaffener Menschen den Abscheu mildern, den die Beyspiele der Laster und Ausschweifungen der größern Anzahl uns gegen unsre eigne Natur einhauchen, und uns Muth machen zu glauben, daß weder die Gewalt einer zwingenden Fatalität, noch eine innerliche Bosheit unsrer Natur auch uns verhindern könne, so gut zu werden, als Menschen bereits gewesen sind.

Sollte nun der Mensch, mit solchen Fähigkeiten, nur für diesen engen Kreis, für diese kurze Zeit, für ein Leben, welches eher einem Mittelstand zwischen Seyn und Nichtseyn als einem wahren Leben gleicht, geschaffen seyn? — Wir wollen nicht lange muthmaßen. Ein göttliches Licht leuchtet hier, wo sich die letzten Strahlen der Vernunft in Ungewißheit verlieren. Gott redet, und entdeckt uns die Zukunft und seine Absichten! Erhabne Absichten! Glänzende Zukunft!

Der Mensch ist einer unendlichen Veredlung fähig, der Mensch ist für die Ewigkeit erschaffen! Nur diese Wahrheit löset das sonst unbegreifliche Räthsel der menschlichen Begierden auf, die unter den endlichen Dingen keinen Gegenstand finden, der sie erschöpfen könnte. Dieses dunkle Gefühl unsrer Bestimmung, dieser Hang zum Unendlichen, arbeitet insgeheim in jeder menschlichen Brust. Ein Alexander der am äußersten Gestade des Oceans weint,

Daß andre Welten zu bezwingen,
Der Himmel keine Brücke hat;

Nero, der durch ungeheure und gigantische Freuden den Ekel seiner Seele heilen will; — diese selbst, so

sehr sie sonst die menschliche Natur verunehren, geben hierin ein Zeugniß ihrer angebornen Größe, die noch aus ihren Ruinen hervorschimmert. Diese unersättlichen Neigungen waren für das Unendliche bestimmet.

Wie schön ist dieses Gemählde vom Menschen, und wer wollte glauben, daß es nicht der Wahrheit gemäß sey, oder daß die bloße Einbildungskraft eines Dichters etwas schöners sollte herausbringen können, als der Schöpfer schaffen wollte? Aber ich habe nichts anders vom Menschen gesagt, als was Erfahrung und göttliche Orakel bestätigen. Der Mensch ist ein vernünftiges Geschöpf, ein Bild der Gottheit, ein Verwandter der Engel, oder ein Engel in thierischer Gestalt, welche durch den inwohnenden Geist geadelt und verschönert wird; eines von den erhabenen Wesen, welche, gleich kleinen subordinirten Göttern, ihre Sfären beherrschen, und durch Weisheit und Güte an dem gemeinschaftlichen Zweck des ganzen Weltsystems arbeiten. Engel sind seine Geschlechtsverwandte, Engel sorgen für ihn, und zeichnen seine Thaten auf. Der Mensch allein denkt klein von Menschen, sagt Young — Aber sollte uns nicht eben dieses an der Wahrheit unsers Gemähldes zweifeln machen? — Nein. Der Mensch ist in seiner Anlage, und nach seiner Bestimmung, wie wir ihn beschrieben haben; es braucht nicht wenig, ein so herrliches Werk zu verunstalten; aber auch in den Überbleibseln der Zerstümmlung entdecken wir genugsam ein bewundernswürdiges Werk eines göttlichen Verstandes.

Die ganze Vollkommenheit des Menschen besteht in Fähigkeiten, die gleichsam in einander gewickelt im Schooß der Seele liegen, und Zeit, glückli-

che Einflüsse, und die treibende Wärme gemäßigter Gemüthsbewegung nöthig haben, um zur Wirklichkeit hervorzublühen. Wird der Ausbruch dieser Fähigkeit gehemmt, wird entweder der Anbau der Seele ganz und gar, oder doch darin die gehörige Ordnung und Aufmerksamkeit auf den Fingerzeig der Natur versäumt: so muß nothwendig eine Mißgestalt herauskommen, welche durch ihre Ungleichheiten und den Mangel an Ebenmaß den Weisen selbst im Zweifel läßt, wie er ihr Daseyn in einem so vollkommnen und regelmäßigen System, als die Welt Gottes ist, rechtfertigen soll.

Die Natur des Menschen ist eine sehr hinfällige Schönheit. Diese Bemerkung wird von allen Kennern gemacht, und, wie ich befürchte, zuweilen mißbraucht. Gewiß ist, daß die Verhältnisse der Seelenkräfte unter einander so fein sind, daß es sehr leicht ist, die Harmonie derselben zu verletzen. Eine einzige kleine Unrichtigkeit zieht eine ganze Reihe kleiner Unrichtigkeiten nach sich, aus welchen zuletzt sehr große Übel entstehen. Und weil zur Tugend, oder zur Richtigkeit und Gesundheit der Seele, eine wohlabgemessene Wirksamkeit aller Seelenkräfte, zum Laster hingegen nur eine übermäßige Bewegung der Sinnlichkeit nöthig ist: so ist unläugbar das Laster leichter als die Tugend, und gewinnt gar bald die Oberhand, da es durch so unzählig viele Wege sich in die Seele einschleicht, und seinen Sitz in solchen Kräften nimmt, wo es so leicht Nahrung findet, und um sich fressen kann. Wem der Zustand der Menschen nicht ganz fremd ist, der wird sich eher wundern, daß sie noch so gut, als daß sie so schlimm sind, wie die Erfahrung sie zeigt.

Die goldenen Zeiten, wenn sie jemahls außer den Ideen der Dichter existirt haben, sind längst dahin, die Menschen sind nicht was sie seyn könnten und sollten; obgleich dieß die göttlichen Absichten mit dem Menschen gar nicht umkehrt. Wir haben recht, nach der obigen Abschilderung, eines der schönsten und liebenswürdigsten Geschöpfe auf diesem Planeten zu suchen; aber wir finden nur Ruinen, oder verschüttete Überbleibsel, die, entweder verstümmelt, oder nur halb und beschmutzt aus dem Moder hervorragen. Es ist ganz natürlich, daß bey solcher Bewandniß, die Verschiedenheit, welche nach der Einrichtung des Schöpfers zu desto größerer Schönheit des ganzen menschlichen Systems dienen sollte, in eine so seltsame Ungleichheit ausgeartet ist, daß man oft Mühe hat, Geschöpfe, die so sehr disharmoniren, für Kinder eines Stammvaters zu erkennen. — Fast sollte man es satyrischen Köpfen unter den Heiden vergeben, daß sie auf den Einfall gekommen sind, die unbefiederten zweybeinigen Bewohner der Erde für lächerliche Mißgeburten zu halten, welche zum Vorschein gekommen, da irgend eine Gottheit den wunderlichen Einfall gehabt, mit allem Fleiß groteske Arbeit zu machen.

Indessen findet man doch bey genauerm Anschauen mehr Spuren der Hoheit der menschlichen Natur, und mehr wirklich Schönes in der menschlichen Welt, als man finden würde, wenn man sie nur aus den Urkunden eines Rabelais oder aus Gullivers Reisen studierte. Ich bin hiervon überzeugt worden, da ich gefunden, oder zu finden vermeint habe (denn so sollten wir uns gewöhnen zu sagen, daß alle menschenähnliche Geschöpfe, denen die alten Schulweisen das

Reden, Lachen und Grauwerden, zusammen genommen, als unterscheidende Vorrechte vor andern Thieren zuerkannt haben, bey aller ihrer Verschiedenheit der äußerlichen Figur, Farbe, Lebensart, Kleidung, Regierungsform, Religion und Sitten, sich dennoch unter fünf Klassen bringen lassen, welche sehr genaue Verhältnisse unter einander haben, und zusammen kein so gar übel eingerichtetes System mit einander ausmachen. Ich will von einer jeden dieser Klassen, so kurz als die Deutlichkeit erlaubt, eine Beschreibung geben.

Die erste ist die niedrigste, und dem Thierreich die nächste. Ich rechne zu ihr den großen Haufen von Menschen, deren bester Theil nicht nur in seiner natürlichen Rohheit bleibt, sondern überdas nach und nach so sehr verunstaltet wird, daß er auch die darunter hervorglimmende natürliche Schönheit fast gänzlich verliert; deren zarte Fähigkeiten theils unentwickelt geblieben, theils im Bearbeiten verdorben werden; die nie zu wahren Menschen reif werden. Ihre Unwissenheit wird mit den Jahren zur Dummheit; und die sinnlichen Triebe, die mit ihnen aufwachsen und keiner gesetzmäßigen Gewalt gehorchen lernen, dünsten eine Menge Vorurtheile aus, welche den unterscheidenden Sinn des Guten und Bösen, das Vorrecht der menschlichen Natur, dicht überziehen; sie arten mit der Zeit in herrschende Neigungen aus, welche nur nach Beschaffenheit des Temperaments und der äußerlichen Umstände abgeändert sind. Diese Menschen sind also sehr sinnliche Geschöpfe, ungestüm in ihren Leidenschaften, wankelmüthig, kurzsichtig, eigensinnig und doch leichtgläubig, und also leicht zu betrügen. Die Einbildung

ist ihre Vernunft, der äußere Schein der Grund ihrer Entscheidung, ihres Wollens und Nichtwollens. Sie sind größtentheils dazu verurtheilt, nur für den Leib zu sorgen. Daher ziehen sie sich eine so niedrige und thierische Denkart zu, daß sie sich niemahls über die Erde, wo ihr Futter wächst, erheben können. Ihre Sitten sind so plump wie ihr Geschmack, ihre Vergnügungen sind wenig und von der gröbsten Art; hingegen vergrößert die Unwissenheit, der Aberglaube, die Furcht, die Kleinmüthigkeit, die Zahl ihrer Übel ungemein. Es ist kein Wunder, daß diese Art von Menschen das glückliche Leben nicht kennt, da sie so sehr wenig sind, was der Mensch seyn soll, und doch ein geheimer Instinct ihnen immer sagt, daß sie keine Thiere sind, ob sie gleich von Tyrannen, die oft zu ihrer eignen bloßen Art gehören, so gehalten werden.

Man siehet leicht, daß daran nicht zu gedenken ist, daß diese Mittelgattung zwischen Menschen und Yahoos jemahls zu etwas höherm geadelt werde. Ich besorge, daß das so viel als unmöglich sey. Aber man sieht auch gleich, daß die Natur dieser Menschen sie nicht nur fähig und es ihnen unentbehrlich macht, regiert zu werden. Wenn man sich theils ihrer Neigung zum Neuen und Wunderbaren, theils ihrer Trägheit und Furchtsamkeit und ihrer andern Leidenschaften kläglich zu bedienen weiß, so müssen eben diese helfen, sie in so vieler Ordnung zu erhalten, als nöthig ist, um zu verhindern, daß unsre Erde kein Chaos werde. Man muß nicht vergessen, daß es auch unter diesem Pöbel wieder Grade giebt; aber wenn wir es genau untersuchen, so wird der Unterschied zuletzt kaum größer seyn, als der Unterschied zwischen

einer Hofkokette im Gallakleide, und zwischen einer Kokette im Mieder, oder zwischen einem Narren im Zwillichkittel, und einem Narren mit einem Ordensbande.

In die andere Klasse setze ich die große Menge der Leute von bessern Glücksumständen, welche Vergnügen und Zeitvertreib zum Zweck ihres Lebens machen. Diese werden beynahe den größten Theil jener beyden Welten ausmachen, die man die große und die schöne Welt zu nennen pflegt. Diese Leute scheinen unsre Erde für einen große Maskeradeplatz anzusehen, wo es jedem erlaubt ist, zu seyn was er will, wenn nur die große Absicht erreicht wird, die Zeit zu tödten. Sie machen sich bekannter mit dieser Welt, als die erste Klasse. Sie rennen nach Vergnügen, alle ihre übrigen Leidenschaften sind nur Aufwärterinnen des Hangs zum Vergnügen. Der Witz, dieser gefährliche Affe der Vernunft, ist ihr Abgott. Dieser lehrt sie die giftige, aber süße Kunst, sich selbst zu betrügen. Er setzt die Zukunft und jede ernste Wahrheit in Entfernung und Schatten, und blähet kleine kindische Freuden zu Riesengröße auf. Er erhitzt die Fantasie, und zeigt ihr lauter bezauberte Gegenden. Er erfindet andere Gesetze, als die ewigen Tafeln des göttlichen Willens; oder er verändert, erweitert sie, und läßt sie nach. Der Mensch wird zu einem feinen, Wollust athmenden Vieh gemacht, dessen Freuden nur mannigfaltiger, weitläufiger und künstlicher sind als der übrigen Thiere. Ihre Seele scheint in ihrem Blute zu sprudeln; so lange dieses wallet, so sind sie. Sie befinden sich so wohl in dieser Welt, daß sie keine Zeit haben, an eine bessere zu denken; und wenn es gesche-

hen würde, so müßten es Mahommeds=Paradiese seyn.

Diese Klasse ist allerdings von der ersten unterschieden. Eine feinere Anlage, zartere Empfindungen, mehr Lebhaftigkeit des Geistes, Geschmack, Witz und Artigkeit machen diesen Unterschied. Das was sie mit einander gemein haben, will ich jetzt nicht untersuchen. Diese Leute sind es, denen wir den angenehmen Mißbrauch der schönen Künste, der den Gebrauch fast ganz verdrängt hat, die Erfindung unzählig vieler Instrumente der Wollust, Zierathen, und Artigkeiten, Moden und Spiele, — zu danken haben. Sie haben ganz gewiß einen Theil der Erde verschönert, aber immer auf Unkosten eines andern. Die Menschen von der ersten Klasse sind die Sklaven der Vergnügungen ihrer Brüder von der zweyten. Sie müssen sich ermüden, diesen die Nothdurft und die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen; und werden gezwungen erfindsam zu seyn, um sie immer mit neuen Spielwerken zu versehen. So halten sie einander wechselsweise in Thätigkeit.

Wie schön und gut würden die Menschen werden, wenn man sie bereden könnte, die Gegenstände ihrer Neigung mit bessern zu verwechseln, und die Freude aus reinern Quellen zu schöpfen. Die Wahrheit kann etwas hierzu thun, wenn sie sich gefallen läßt, sich mit Witz zu schminken. Doch wirkt selten etwas kräftiger auf solche weichliche Gemüther, als der Überdruß, das Alter, und was man Unglücksfälle zu nennen pflegt. Die gewöhnlichen Wirkungen davon sind bey ihnen entweder M i s a n t h r o p i e, eine Art von Fieber, welches seine guten Stunden leidet,

in denen sie sich ihrer ehemahligen Freuden wenigstens erinnern — oder ein gewisser fanatischer Schwung der Einbildungskraft und des Herzens, der eine Neigung hervorbringt, sich vom Leibe zu entkörpern, der seine Dienste versagt; eine große Verachtung dieser Welt die uns verläßt, und eine schwärmende Sehnsucht nach der unsichtbaren, die jetzt am bequemsten ist, weil man sie zu genießen nur eine erhitzte Einbildung nöthig hat. Es ist bekannt, daß man vornehmlich dem schönern Theil des menschlichen Geschlechts Schuld gibt, daß viele desselben auf den Einfall kommen, reine Geister zu werden, nachdem sie sich genöthiget sehen, sich des Titels irdischer Engel zu begeben.

Diese beyden Klassen haben das Unglück gemein, daß die sinnliche Seele den ganzen Menschen auf eine despotische Art beherrschet, woraus nothwendig tausend regellose excentrische Bewegungen und einheimische Unruhen entstehen müssen, welche oft seine ganze Glückseligkeit in Gefahr setzen.

Die dritte Klasse wird von den spekulativen Köpfen eingenommen, die einen beträchtlichen Theil des menschlichen Geschlechts ausmachen; von jenem Grammatiker an, welcher ausrechnete, wie oft ein jeder Buchstab im Homer vorkommt, bis zu dem Fakir, der sich bemüht, über den tiefsinnigsten Betrachtungen des Nichts, als des Ursprungs aller Dinge, selbst zu nichts zu werden. Diese Leute scheinen nur Zuschauer in dieser Welt zu seyn; sie gaffen sie an, als ob sie weiter keine Verbindungen mit ihr hätten; und zu allem Unglück verschwenden die meisten ihre Aufmerksamkeit nur auf das, was

ein weiser Mann kaum eines flüchtigen Anblicks werth hält.

Diese Klasse theilt sich, gleich den vorigen, in viele besondere Gattungen ein. Einige, denen die Erde zu klein vorkommt, (denn sie ist ja nur ein Sonnenstaub gegen das ganze Himmelssystem) haben sich gänzlich dem Himmel gewidmet, ob sie gleich an demselben fast nichts als Unordnungen und Abweichungen von ihren Regeln sehen, welche sie sich bestmöglichst aufzulösen bestreben. Man könnte glauben, sie borgten von den Sfären Feuer zur Erweckung und Nahrung der Andacht und der Richtung der Seelen gegen das Ewige; sie gewöhnen sich an eine höhere und reinere Denkart, als die andern Sterblichen, und an ein lebhafteres Gefühl der hohen Bestimmung der menschlichen Natur. Aber das ist es nicht. Sie rechnen nur aus, in was für einer Art von Linien sich die Planeten um die Sonne herumdrehen, oder wie weit der Hundsstern von der Erde abstehe. — Andere nicht so hoch fliegende Geister begnügen sich demüthig an der Kontemplazion der Sommervögel, und aller Arten von Ungeziefer; sie wissen ihre Zahl und nennen sie mit Nahmen. Andere kriechen unter dem Schutt alter Ruinen herum; sie verstehen sich auf Sprachen, die verloren gegangen sind, und erklären die geheimnißvollen Figuren auf dem Tisch der Isis. Andere zerquälen sich, den ganzen Umfang der Sittenlehre aus einem einzigen Grundsatz zu demonstrieren; andere beweisen die Unsterblichkeit der Seele aus der Vernunft; einige erfinden neue Lehrgebäude, um andern die Mühe zu machen, sie wieder umzuwerfen. Einige spekulieren so lange, bis sie an allem, was ist, zu zweifeln anfan-

gen; andere beweisen durch eine lange Reihe von Schlüssen, daß es Mittag ist, wenn uns die Sonne auf den Wirbel brennt. Viele verbrauchen ihr Leben mit der Bemühung, alle Meinungen, Erfindungen, Träume und Wahrheiten, Gutes und Böses aller andern Scribenten zusammen zu lesen, ohne darauf zu sinnen, was sie mit diesem Schatz anfangen wollen. — Der größte Theil dieser wunderlichen Leute ermüdet sich in Kleinigkeiten, und die wenigen, die sich mit wichtigern Dingen beschäftigen, haben das Unglück, die Wahrheit für einen bloßen Gegenstand der Betrachtung zu halten, für ein Ding, das, wie der Baum der Erkenntniß, lieblich zum Anschauen ist. Sie gleichen den Hütern der schönen Sklavinnen eines Sultans, welche zwar die Erlaubniß zu sehen, aber nicht das Recht zu genießen haben, oder den bezauberten Drachen in den alten Romanen, die in unterirdischen Höhlen große Schätze bewachen, deren Werth oder Gebrauch ihnen unbekannt ist.

Die vierte Klasse ist (wie ich befürchte) viel weniger zahlreich als die vorigen; und nun werden wir gleich errathen, daß sie die beste ist. Sie ist in der That die wahre Zierde der Erde, und wenn noch etwas auf derselben ist, das englische Blicke herabhohlen kann, so ist es das Leben dieser liebenswürdigen Menschen, welchen die Natur eine glückliche Anlage zu einer harmonischen Gemüthsart, eine feine Empfindung des Schönen, und edle Neigungen zum Guten verliehen hat. Ohne einige Fähigkeiten in einem außerordentlichen Grad zu haben, sind sie scharfsichtig genug, das Wahre von dem Schein zu unterscheiden, und durch die Verblendungen der Einbildungs-

kraft, der Leidenschaft und Gewohnheit hindurchzudringen. Die Tugend scheint ein vorzügliches Recht an ihre Herzen zu haben. Sie verachten die Niederträchtigkeit der Seele, die nur sich selbst liebt. Ihre Freude ist Gutes thun. Die Neigung zum Vergnügen mag wohl hauptsächlich ihre Jugend beleben, sie wird aber von einer gleich starken Liebe zur Ehre bewachet, und beyde leiten sie nach und nach zu den reinern Quellen der Tugend. Sie können irren, sie können durch eine unvorsichtige Neigung geblendet, oder auf Seitenwege gelockt werden. Aber ihr Herz ist keiner Bosheit, keiner Tücke, keines Neides, keiner Niederträchtigkeit fähig; ihr offner Verstand, die Güte ihres Gemüths, ihre Redlichkeit gegen sich selbst, lassen sie nie weit verirren, bringen sie bald wieder zurück, und befördern sie immer weiter. Diese allein sind zur Freundschaft und wahren Zärtlichkeit recht aufgelegt. Für sie ist die Natur schön, für sie sind so viel feine und beglückende Freuden in den Verbindungen der Gesellschaft. Sie genießen der Welt mit Vernunft, aber sie sind nicht an sie gefesselt. — Wenn es wahr ist, daß lebende Beyspiele und redende Gemählde der Tugend mehr nutzen als moralische oder metafisische Dissertazionen, so trägt gewiß diese kleine Anzahl von thätigen Weisen, beyderley Geschlechtes, mehr zum wahren Vortheil der Menschen bey, als die ganze unabsehbare Welt der spekulativen Gelehrten.

Mich dünkt, ich habe nun allen Sterblichen, so verschieden als sie immer scheinen mögen, ihre Klassen angewiesen, bis auf die sonderbaren und seltnen Geister, die man über die übrigen Menschen so erhaben gefunden hat, daß man sie mit dem Nahmen Genien

zu unterscheiden pflegt, welcher sonst Wesen von höherer Ordnung andeutet. Ihre Anzahl ist so groß, als es Gott zur Erhaltung der moralischen Ordnung, oder zur Züchtigung der Menschen nöthig findet. Denn es giebt gutthätige und böse Genien. Beyde kommen darin überein, daß sie ungewöhnliche Fähigkeiten, und wenn ich so sagen darf, etwas Kolossalisches in der Gestalt ihres Geistes haben. Von Jugend auf unterscheidet sie eine brennende Begierde zum Wissen; ein Fleiß, den Hindernisse nur muthiger machen; eine Freyheit der Seele, die so ungelehrig ist, das Joch zu tragen, daß sie manchmahl auch die nothwendigen Schranken überspringt; eine gewisse Begeisterung der Imaginazion, die ihnen tausend unbekannte Ideen aufdeckt, und etwas Heldenmäßiges im Herzen, das sie zu großen Thaten fähig macht. Durch die Entwicklung und Ausbildung dieser großen Fähigkeiten vermittelst der Wissenschaften, des Nachsinnens der Kenntniß der Welt und der Erfahrung, gelangen sie zuletzt zu dieser durchdringenden Schärfe des Geistes und männlichen Stärke des Gemüths, welche sie so sehr über die gemeinen Menschen hinwegsetzt. Der Kreis, worin solche Kräfte wirken sollen, muß nothwendig groß seyn. Sie sind zu Gesetzgebern, zu Lehrern, zu Führern des menschlichen Geschlechts bestimmt. Sie sollen das Ganze übersehen, für das Ganze sorgen. Von ihnen sollen die Entwürfe herkommen, wie die Beschwerden der Menschen zu verringern sind, und wie ihre Vortheile vermehret werden können. Und eben weil die Hindernisse, die der Ausführung im Wege liegen, an Zahl und Gewicht so groß sind, wurden sie mit

so vieler Stärke, mit so weitsehenden hellen Einsichten, mit einem so lebhaften Instinkt zum Großen und Ruhmwürdigen, mit einem so mächtigen Enthusiasmus versehen, damit sie den Menschen das Gute wirklich thun, was schwächere, obgleich gutwillige Geister, ihnen nur wünschen können. Diejenigen unter diesen Genien, die ihrer Bestimmung getreu sind, sind den englischen Schutzgeistern ähnlich, welche, nach der frommen Meinung der Alten, über die Welt wachen, die Sfären regieren, und den Befehl des Schöpfers diesseits des Himmels vollziehen. Sie haben alles, was den übrigen Menschen abgeht, um sich selbst glücklich zu machen; sie sind zum Regieren, wie diese zum Gehorchen gemacht. Sie vertreiben die Unwissenheit und bekriegen die Vorurtheile und praktischen Irrthümer, tausend Mahl schädlichere Ungeheuer, als diejenigen, deren Vertilgung dem Herkules einen Platz bey den Griechischen Göttern verdiente. Sie bringen Licht, Wahrheit und Ordnung ins menschliche Leben. Sie lehren oder bewachen die heiligen Gesetze der Natur, welche die Quellen aller übrigen Gesetze sind. Sie bezähmen und mildern die Wildheit und Härte der Menschen, verbessern, bilden und polieren ihre Sitten, lehren sie das Anständige, das Edle, das Schöne, — und so machen sie gewisser Maßen die Fabel wahr, welche der zaubrischen Laute des Orfeus die Kraft, wilde Thiere zu besänftigen, andichtete.

Wie traurig ist es, daß solche Fähigkeiten mißbraucht werden können! daß solche Geister ihres Endzwecks verfehlen, und von ihrer Hoheit herabstürzen können, daß sie die wahre Ehre, Wohlthäter der Menschen zu seyn, aus den Augen ver-

lieren, und von dem falschen Schimmer einer eingebildeten Göttlichkeit, von einer Schimäre, einem leeren Getön getäuscht, Zerstörer der Welt werden können. Wenn ich einen Alexander nach Lorbern rennen sehe, so dünkt mich, ich sehe die Fähigkeit eines Engels, Werke eines Insekts verrichten. Sollen so kleine, so niederträchtige Begierden in himmlische Seelen kommen? Sich selbst beherrschen, ist die höchste Stufe der Hoheit. Wer dieß nicht kann, hat das Recht verloren, sich der Regierung der Menschen anzumaßen. Wie unglücklich ist es, wenn Helden unrichtig denken! Wie viel kommt es darauf an, daß diese wissen, was wahrhaftig groß und ruhmwürdig ist. Wie nöthig ist es, daß diese fühlen, daß sie von einem Höhern abhängen, daß seine Gesetze ihre Richtschnur sind, daß sie ihm nur im Wohlthun ähnlich seyn können! Ein Genie, der sich auf die schlimme Seite wendet, ein Eroberer, ein Zerstörer, ein Verführer der Menschen, ist ein desto häßlicheres Ungeheuer, je größer und liebenswürdiger er gewesen seyn würde, wenn er in seiner gehörigen Laufbahn geblieben wäre. Ein gefallner Engel ist tausend Mahl häßlicher als der schlimmste Mensch.

Die Liebe zum Ruhm hat eigentlich nur bey großen Seelen Statt, und wächst nur bey ihnen so groß, daß ihr alle übrige Neigungen Platz machen müssen. Was man bey Leuten, die eigentlich in die Klasse des Pöbels gehören, Ruhmsucht und Ehrgeitz heißt, ist nur ein verkleideter Eigennutz; sie wünschen angesehen und groß zu seyn, um niedrigen Begierden desto besser nachhängen zu können. — Weil die Leidenschaften einmahl die Winde sind, die uns in Bewegung se-

tzen, so sehe ich diesen edeln Ehrgeitz großer Geister für nöthig an, um sie zu ihrer Bestimmung zu befördern, und die Hindernisse zu überwinden. Wir sehen aber aus der Geschichte, wie schädliche Stürme er hervorbringt, wenn ihn die Vernunft nicht mäßigt, und ihm die wahre Richtung gibt. Genien haben sich noch nie mit Kleinigkeiten beschäftiget. Ihre Bemühungen interessieren immer den Menschen, und das erstreckt sich bis auf ihre Spiele. Es giebt Leute, die in Kleinigkeiten groß sind; sie gehören aber in die dritte Klasse.

Wir haben nun die Menschen, wie sie wirklich sind, in ihren verschiedenen Klassen übersehen; und die Gradazion verdient bemerkt zu werden, die sich in denselben zeigt. Wir fanden unreife ungebildete Menschen, und dieser waren die meisten; Menschen, die nur die sinnlichen Vollkommenheiten ausbilden; solche, welche nur Intelligenzen seyn wollen; eine kleine Zahl von solchen, deren moralische Güte liebenswerth macht; und endlich ganz ausgewickelte, und (so weit es diese Welt verstattet) vollständige Menschen, welche daher große und majestätische Geschöpfe seyn müssen. Wenn wir das beste aus allen diesen Klassen zusammennehmen, so bekommen wir den Menschen, den ich anfangs geschildert habe. Und so habe ich einen Theil meiner Absicht erreicht.

Das menschliche Geschlecht hat also unstreitig eine sehr schöne Seite. Aber was wollen wir uns schmeicheln? Sie wird von der häßlichen fast ganz verdunkelt. Ich erröthe, ich erschrecke, wenn ich die unzähligen Ausbrüche des Unsinns, die schwarzen Thaten, die Schande, womit so viele Menschen ihr Geschlecht gebrandmarkt haben, überdenke; wenn ich die Zahl

und die Größe der Übel denke, die uns drücken. Regellose, thierische Leidenschaften, die am gefährlichsten werden, wenn sie der Witz in seinen Schutz nimmt; niederträchtige Selbstheit, die alles in ihren Strudel hineinzieht, was sie erreichen kann; Vergessenheit der heiligsten, unwidersprechlichsten Pflichten, die wir gegen unsern Schöpfer und Oberherrn, gegen die Welt, und die menschliche Gesellschaft haben; schändliche Heucheley, womit man den Allwissenden selbst zu betrügen glaubt; Aberglauben, der der Ruhe und Ordnung des menschlichen Geschlechts allein mehr geschadet hat, als alle übrigen Laster; Tyrannen und willkührliche Gewalt — mit Einem Wort, ein so tiefer Grad der Unordnung, daß ich mir, unmittelbar unter demselben, nichts anders als ein moralisches Chaos denken kann. Der größte Haufe sind Sklaven, willenlose, gebundene, mißhandelte Sklaven; Sklaven der willkührlichen Gewalt der Schwärmerey, der Gewohnheit, und was das Ärgste ist, ihrer eigenen Unvernunft, und ihrer Leidenschaften. Ohne diese innerliche Sklaverey hätten jene Ungeheuer keine Gewalt über sie. Und was thun diese großen königlichen Geister, diese Genien, von denen man so viel erwarten sollte? Die meisten mißbrauchen ihre Obermacht, jene elenden und verführten Sklaven noch tiefer ins Verderben hineinzuführen, und glauben es am besten gemacht zu haben, wenn sie die Unglücklichen bereden können, freywillig an die Schlachtbank zu gehen, oder wenigstens angenehm zu träumen, wenn sie wachend unglücklich sind. — Und diese scharfsichtigen denkenden Köpfe, welche die Geschicklichkeit hätten, die Größe unsers Elends, seine Quellen, und die dienlichsten

Gegenmittel auszuspähen! — Sie zählen den Sand des Meers, messen das Unermeßliche, wühlen im Eingeweide der Natur herum, als ob alle wichtigen Geschäfte schon gethan wären, und bringen ihr Leben mit Spitzfündigkeiten zu, deren größter Werth ist, daß sie dadurch abgehalten werden, etwas Schlimmers zu thun. — Wie kränkend sind diese nur allzu gegründeten Betrachtungen für ein Herz, das ein Gefühl für das Wohl oder Elend seiner Mitgeschöpfe hat!

Es ist wahr, daß es vortreffliche Gesetzgeber und Lehrer gegeben hat, — und wie wäre es auch ohne solche ergangen? Ich bewundre und ehre einen Konfucius, einen Minos, einen Lykurgus. — Ich erkenne die Stärke ihres Geistes, den weiten Umfang ihrer Einsichten, ihre tiefe Kenntniß der Menschen. Die Entwürfe, die sie gemacht haben, sind wie man sie von der Schärfe ihres Geistes erwarten, und zur Dauer eines wohleingerichteten Staats fordern konnte. Es ist hier nicht die Absicht, sich in die Beurtheilung ihrer Gesetze und Anordnungen einzulassen. Man bemerke nur, daß keiner von diesen großen Geistern eine bessere als eine politische Tugend in seinem Staat pflanzen wollte. Sie machten alle Überlegungen, welche sie zu ihrem Zweck machen mußten. Sie kannten die Leute, die sie vor sich hatten, ihre Lebensart und alle äußerlichen Umstände, von denen sie abhingen; sie übersahen das Gegenwärtige, und schauten tief in die Zukunft. — Aber sie nahmen sich die Freyheit, der menschlichen Natur Gewalt zu thun, um ihre Absichten zu erreichen, riefen Unwissenheit, Betrug und Aberglauben zu Hülfe, bekümmerten sich wenig um die Abweichung ihres Sy-

stems von den unveränderlichen und göttlichen Gesetzen der Natur, welche ohne Unterschied des Orts, der Zeit, des Klima, des Nazionalkarakters, alle Menschen verbinden. Große Fehler, welche nothwendig großen Schaden thun mußten. Sie sahen, ungeachtet alles ihres Scharfsinns, nicht tief genug in die Natur und Bestimmung des Menschen. Sie vernachlässigten seine unmittelbare Abhängigkeit von Gott (die Grundfeste aller Wahrheit, aller Gesetze und Verbindungen), und wußten oder bedachten nicht, daß der Mensch für die Ewigkeit erschaffen ist.

Ist denn kein Gesetzgeber, der den Menschen ganz und gar durchschaut, und seine Absichten auf Alle ausgedehnt hat? Dem der Indianer im Federnkleide, der glühende Mohr, der wollüstige Persianer, der träge Lappländer, der flatternde Franzose und der tiefsinnige Engländer, alle gehorchen könnten? Und dessen Gesetze die Fehler des Klima, des Temperaments, des Nazionalkarakters, welchen die übrigen Gesetzgeber so viel nachsehen, verbessern und einschränken würden? — Gesetze, die den Trägen beleben, den Hitzigen mäßigen, den Wilden besänftigen, die dem Huronen, dem Kaffern, dem Indianer, dem Europäer, dem Grönländer gleichwohl gefallen müssen? Einfache wenige Gesetze, die sich auf ein unfehlbares Ansehen gründen, die ihre Belohnung mit sich führen, die auf Grundsätzen stehen, welche uns die höchste Glückseligkeit versichern.

Wenn solche Gesetze sind, würde Sokrates sagen, so muß sie Gott gemacht haben. Und wirklich hat sie Gott gemacht. Es sind keine anderen als die Ge-

setze der moralischen Tugend, mit den allmächtigen Beweggründen der christlichen Religion unterstützt. Die Seele des Christenthums besteht in der lebendigen Erkenntniß dieser beyden Grundsätze: Daß Gott, der Schöpfer, Oberherr und Richter der Menschen, zugleich ihr Vater und Erbarmer ist, und sich alle möglichen gütigen Verhältnisse gegen uns gegeben hat, um sich uns auf alle mögliche Weise zu verbinden; und dann: Daß der Mensch, der für die Ewigkeit geschaffen ist, dieses Leben nie anders als in Verhältniß mit dem künftigen ansehen soll, von welchem es erst seinen Werth und wahre Bestimmung erhält.

Der Mensch ist als Geschöpf, als vernünftiges Geschöpf, als ein zum Handeln geschicktes Geschöpf, den allgemeinen Gesetzen der Ordnung und Vollkommenheit unterthan, welche diese Welt zu dem, was sie ist, machen. — Diesen Gesetzen gehorchen ist, ist der Stimme Gottes gehorchen. — Und, als ein unsterbliches und im Himmel entsprungenes Wesen, muß er leben, wie es der Würde seiner Natur und der Hoheit seines künftigen Standes gemäß ist.

Sein gegenwärtiges Leben muß also eine beständige Übereinstimmung mit den Geietzen Gottes, und eine ernste Vorbereitung auf das künftige seyn.

Schon längst hat die allgemeine Erfahrung gelehrt, daß Ehrfurcht vor Gott, und Hoffnung eines ewig glücklichen Zustandes nach dem Tode, sehr viel über des Menschen Herz und Sinne vermögen. Alle Völker haben Proben hiervon gegeben. Der Fehler ist nur, daß man diese beyden Gefühle nicht genug

geltend macht, und sich nicht ihrer ganzen Stärke bedient. Man treffe, um dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit die Herrschaft über unsre Seele zu verschaffen, nur so viele Anstalten, als Lykurgus, um Liebe zum Vaterland und Streitbarkeit in seinem kleinen Staate zu den alles bewegenden Triebrödern zu machen; man schaffe nur nach seinem Beyspiel, alle entgegenstehenden Begriffe, Maximen und Gewohnheiten ab, und richte hingegen alles nach diesen Grundideen ein, und der Erfolg kann und wird nicht ausbleiben. Oder sollte es etwa unmöglich seyn, einen Staat nach denselben einzurichten? Wahrlich, wofern die Republik des Lykurgus noch in der bloßen Idee existierte, so würde sie jeder Kenner der menschlichen Natur für ungleich schwerer zu bewerkstelligen halten, als eine Republik von Christen!

Gesicht von einer Welt
unschuldiger Menschen.

Episode aus einem nicht zu Stande gekommenen Werke. 1755.

Mitten unter tausend Welten, die der Güte ihres Schöpfers voll sind, glänzt in sanfter Schönheit eine glückliche Erde, so blühend und schön, wie damahls, da sie erschaffen wurde, ein Paradies unschuldiger Menschen zu seyn, welche in der Versuchung, der wir unterlagen, standhaft aushielten, und die Güte ihrer Natur unbefleckt bewahrten; ein seliger Wohnplatz seliger Menschen; oder sollen wir sie Engel nennen, die mit irdischen Leibern angethan sind? Denn der menschliche Geist ist mit der englischen Natur nahe verwandt, gleich unsterblich wie sie, und zu himmlischen Geschäften und Freuden aufgelegt.

Niemahls hat das Böse einen Zugang zu dieser schönen Welt gefunden, obgleich Satan einen übelgerathnen Versuch wagte, sie von ihrem Schöpfer abwendig zu machen. Niemahls hat Zorn oder Neid und gewaltsamer Stolz die süße Eintracht ihrer Bewohner gestört. Gleich einer einzigen friedsamen Familie, in der jedes die Freude des andern ist, leben sie im Schooß der Natur und der Unschuld, unter dem Auge ihres Schöpfers, das mit segnendem Wohlgefallen auf sie herab sieht, glücklich unter seinen Gesetzen, welche die Quelle der Freude, und das wahre Präservativ gegen alles Ungemach sind.

Der liebliche Morgen hatte sich mit seinen bethauten Flügeln eben auf diese Erde herabgelassen,

als sie mir von ferne ins Gesicht fiel, in anmuthiger Dämmerung, gleich einer Landschaft, die der sanfte Glanz des Monds aus dem Schatten empor hebt. Endlich senkten wir uns in ihre reine Atmosfäre, wie in ein Meer von süßen Gerüchen, die allenthalben aus den blumigen Gefilden und gewürzreichen Hügeln empor dufteten, wo der Frühling mit dem Herbst in holder Eintracht herrschen, von den unmäßigen Jahrszeiten nie vertrieben. Hier sah ich die Gestalt dieser seligen Welt, wie eines Gartens Gottes, blühend und fröhlich; eine unsterbliche Lebhaftigkeit glänzte aus allen Geschöpfen hervor, so daß auch die leblosen Dinge selbst beseelt, und über ihr Daseyn erfreut zu seyn schienen. Hier entzückte mich die schönste Einfalt mit Mannigfaltigkeit gepaart. Hohe Zedernwälder, Hügel mit Myrten und Balsamstauden bekränzt, stille Thäler von silbernen Bächen durchwunden, kühle Myrtenhaine, und fette weit verbreitete Ebenen fielen mir auf einmahl wie ein einziges Paradies in die Augen in anmuthiger Verwirrung, die das Gemüth mehr ergetzt als die regelmäßige Ordnung der Kunst. Die Stimme der Luft schallete aus allen glücklichen Geschöpfen, die diese Gegenden beleben; eine liebliche Musik, aus tausend Arten von gröbern und sanftern Tönen, die Gesänge der Vögel unter den Zweigen, oder aus der hohen Luft, mit dem Blöken der wolligen Heerden und dem stillen Sumsen scherzender Insekten begleitet! Jede lebende Kreatur grüßt' auf ihre eigne Weise die wiederkommende Sonne, die ihr den Anblick der schönen Natur wiedergab; ihre Freude hallte von einem Hügel zum andern. So angenehm ist das Gefühl des Daseyns selbst den Thieren; mit

welch einer Seligkeit muß es die Menschen erfüllen, in denen ein himmlischer Geist wallet; Menschen, welche die Unschuld ihrer Natur behalten haben, und den ewigen Geist kennen, dem sie ihre Seligkeit danken, ja dem sie selbst ähnlich sind!

Geschöpfe, die den Werth ihres Daseyns empfinden, die ins Vergangene froh zurücksehen, das Gegenwärtige genießen, und in der Zukunft Himmel über Himmel in unbegrenzter Aussicht entdecken, Menschen, die mit allgemeiner Freundschaft sich lieben, deren Glück durch das Glück ihrer Nebengeschöpfe vervielfacht wird, die in der Vollkommenheit unaufhörlich wachsen — o wie selig sind sie!

Da sich mein Geist in seiner Entzückung in diese Erde versetzt glaubte, beschäftigte eine feyerliche Begebenheit das ganze Geschlecht der unschuldigen Menschen. Eine Schar hellglänzender Serafim war, von Gott gesandt, herabgestiegen, die ersten Menschen nebst den Stammvätern der zahlreichen Familien, in die sich das erste Paar ausgebreitet hatte, näher zu Gott in die empyrische Sfäre abzuhohlen. Auf diese Weise würden auch wir von unserer Erde geschieden seyn, wenn wir nie gesündiget hätten; und so wurde Henoch, der Mann, der unter den Sündern ein göttliches Leben lebte, hinweg genommen.

Auch in dieser Erde hatte Gott einen Garten gepflanzt, der von einem erhabenen Marmorgebirge über alle andere Hügel und Gefilde herabsah; ein Inbegriff aller Schönheiten der Natur, mit Hainen, blumigen Lustgefilden und schattenreichen Lauben abgesetzt. Hier wohnten die ersten Menschen nebst der Familie ihrer erstgebornen Kinder. Die übrigen hatte-

sich auf das flache Land vertheilt, und den Garten Gottes, der zu eng für alle war, willig verlassen. Denn unschuldige Herzen finden allenthalben ein Paradies. Doch begrüßten sie oft an festlichen Tagen den geliebten Wohnplatz ihrer Stammältern, den die Erscheinungen Gottes und die Besuche menschenfreundlicher Engel heilig machten; dort lebten sie zu den Füßen der gottseligen Patriarchen eine Reihe glücklicher Jahre, und kehrten dann, von ihrem Segen begleitet, wieder zu ihren Kindern zurück.

Es war eben der festliche Tag, an welchem sie die Schöpfung des Menschen feyerten, als die göttlichen Gesandten ankamen. Sie fanden die Häupter aller Familien im Paradies versammelt. Die Nachricht von der Ursache ihrer Ankunft verbreitete statt Traurigkeit eine fromme Freude, die nur mit einer sanften Wehmuth vermischt war, weil sie des gewohnten süßen Anblicks und des lehrenden Umgangs der besten Ältern nicht länger genießen sollten. Aber die Engel trösteten sie liebreich; und in Herzen, die von der reinsten Vernunft regiert wurden, konnte auch eine solche Schwachheit nur wenige Minuten Statt finden.

Aber welch eine entzückende Nachricht war das für diejenigen, welche zu einer so herrlichen Erhöhung ihrer Glückseligkeit berufen wurden! Oft war dieß der geheime Wunsch ihrer Seelen gewesen, ob sie gleich in einem Paradies, und, von ihren schuldlosen Kindern umgeben, im Schooß der Freude lebten. Denn es ahnete ihren Seelen, daß sie für noch höhere Freuden bestimmt wären. Und was hätte sie auch auf der Erde zurückhalten sollen? Sie konnte ihnen nichts geben,

was der Himmel nicht ersetzte. Sie schieden zwar von ihrem geliebten Geschlecht, aber sie verließen es glücklich, im Schatten der göttlichen Güte ruhend, und durch die Hoffnung einer gleichen Vervollkommnung belebt. Welch ein seliges Lächeln glänzte über ihr Angesicht, indem ihr Geist in alle die Jahrhunderte zurück sah, in unzählbare goldene Tage, in Unschuld verlebt, mit froher Arbeit und dem Lob ihres Wohlthäters zugebracht! Keine Reue schwärzte diesen Anblick; das Bewußtseyn ihrer Unschuld verbreitete die süßeste Ruhe durch ihre Brust, und die Erinnerung führte jede gute That, die ihre Tage vorzüglich bezeichnet hatte, glänzend vor ihre Stirnen zurück. Glückliche, dreymahl glückliche Menschen, die ihre Seelen ihrem Schöpfer in der schönen Güte wieder darstellen konnten, die er ihnen anerschaffen! Seelen, die er lieben mußte, weil sie ihm sein Bild entgegenstrahlten!

Jetzo sah ich, wie mich däuchte, den Abschied der Stammältern dieses Geschlechts von ihren Kindern, einen feyerlich rührenden Anblick! Sie schauten mit frohen Blicken voll Segen über alle diese blühenden Scharen hin, und empfanden zum letzten Mahl die väterlichen und mütterlichen Freuden, die der Anblick wohlgearteter und glücklicher Kinder einflößt, eine süßere und reinere Wollust als die Entzückungen der ehlichen Liebe selbst, die ihnen den Ursprung gaben. Wir verlassen euch, sagten sie, um näher zu dem wohlthätigen Geist zu kommen, der uns so glücklich gemacht hat. Wie selig sind wir, daß wir zuerst gewürdigt werden, Ihn in himmlischen Tönen zu loben, und den horchenden Sfären die Güte, die Er an uns

bewiesen, zu erzählen. Sein Lob ist auch jetzt euer süßes Geschäft, wie es das unsrige bleiben wird. Lasset euer ganzes Leben ein Lob seiner herrlichen Vollkommenheiten seyn! Wir scheiden zwar aus euern Augen, aber oft werden wir unsichtbar oder im Glanze der Abenddämmerung herabsteigen, uns an dem Anblick eurer Unschuld zu ergetzen. Wie selig wird die Stunde des Wiedersehens seyn, die uns alle in einer vollkommnern Welt auf immer vereinigen wird! — So redeten sie mit Blicken voll zärtlicher Liebe zu ihren Kindern, welche in tiefer Stille mit begierigem Ohr die letzten Worte von ihren holden Lippen auffingen.

Die Mutter der Menschen stand unter einer Schar von ähnlichen Töchtern, die den ganzen Hügel um und um bedeckten; die Engel selbst schienen von diesem Anblick ergetzt, obgleich ihrem Auge keine Schönheit der Schöpfung fremd war. Sie stand, die schönste unter den Weibern, vom Alter unverletzt, und segnete und umarmete sie; in ehrwürdiger Schönheit stand sie, wie wenn die Tugend eine sichtbare Gestalt angenommen hätte; sie allein war ganz Freude, da indessen Thränen der Zärtlichkeit über jede blühende Wange gleiteten.

Ein heller Kranz von jugendlichen Schwestern stand zunächst um sie, und betrachtete sie mit liebevollen unersättlichen Blicken, um ihr theures Bild tief in ihre weiche Seele einzuprägen, daß keine Zeit es jemahls auslöschen könnte. Die jüngsten drangen auch hinzu, ihre Kniee zum letzten Mahle zu umfassen. Viele brachten auf ihren sanften Armen holdselige Säuglinge herbey; die göttliche Mutter nahm sie, und drückte sie zum letzten Mahl an ihr Herz, das

von mütterlicher Inbrunst aufwallete, indem jedes kleine unschuldige Geschöpf mit reitzendem Lächeln erwiederte, und liebkosend mit seinen kleinen Fingern um ihren weißen Hals spielte. Sie genoß zum letzten Mahl diese Freuden, die der menschlichen Natur eigen sind, und welche sie bald mit höhern vertauschen sollte.

Denn jetzt erhoben sich die Serafim in die Luft, und riefen aus ihren goldenen Lauten himmlische Harmonien, welche jede Seele mit feyerlichen Empfindungen erfüllten. Eine allgemeine Stille band die horchende Natur, ein höheres Leben drang in alle Geschöpfe, und Entzückung schlug in jeder Brust. Ein sanfter Schauer faßte die Menschen, die jetzt ohne diesen gewaltsamen Kampf, den wir Tod nennen, sich von ihrem Leibe loswanden. Plötzlich entstand ein helles Licht, weißer als Sonnenglanz, und umleuchtet die ganze Gegend; die Menschen verschwanden, und man sah an ihrer Statt eben so viele Engelsgestalten emporschimmern, da inzwischen ihre irdische Hülle wie Asche niedersank, um sich wieder mit der Erde zu vermengen, und in unverwelklichen Frühlingsblumen wieder aufzublühen. — Erstaunt über den himmlischen Anblick huben ihre Kinder die Augen empor, und riefen ihnen frohlockend nach, da der serafische Zug sich unter dem Klang englischer Triumfgesänge in den Äther erhob, durch die Pforten des Himmels einzog und den Augen der bewundernden Menschen aus tiefer Ferne einen Blick in nahmenlose Schönheiten erlaubte. Lange standen sie noch mit starren weit geöffneten Augen, und meinten sie noch zu sehen. Eine stille sprachlose Entzückung herrschte in der

Versammlung, bis sich ihre Geister wieder erhohlet hatten, und jeder Mund von den Empfindungen seines Herzens überfloß. Sie umarmten einander mit zärtlicher Liebe, und ermunterten sich, ihrer hohen Bestimmung würdig zu seyn; oder die Alten erzählten den Jüngern von den Tugenden und den Geschichten ihrer Abgeschiedenen, oder beruhigten mit tröstenden Reden diejenigen, welche allzuweichmüthig die holde Gegenwart ihrer Geliebten vermißten.

Alles dieß sah ich, selbst ungesehen, aber nicht minder von allem, was ich sah und hörte, gerührt, als ob ich selbst einer von den glücklichen Bewohnern dieser Erde wäre. Denn ich fühlte mich ihnen verwandt, und beseufzte oft bey mir selbst unsre verlorne Unschuld, mit welcher wir so viele Glückseligkeit verloren haben.

Jetzt führte mich mein Engel mit fliegender Behendigkeit in verschiedene Gegenden der Erde, um mir die Lebensart und Beschäftigung dieser Menschen zu zeigen. Der Erdboden hat hier aller Orten ein freudiges blühendes Antlitz, ob er gleich durch verschiedene Zonen und Himmelsstriche abgeändert ist, deren jeder mit eignen Reichthümern prangt. Hier verbreiten sich unabsehbare Ebnen, mit Hügeln von Fruchtbäumen bedeckt, oder durch den Fleiß der Menschen angebaut, um jedes Korn in wenigen Monaten mit tausendfältiger Frucht zurück zu geben. Dort werfen hohe Fichten oder Cypressenwälder von der Stirne eines Berges ihre gigantischen Schatten über Thäler voll Klee und Blumen, wo das sanfte Lamm mit dem gefleckten Pardel in friedsamer Sicherheit weidet. Ob sich gleich die Zahl dieser Menschen in unzählbare Myriaden verbreitet

hat, mangelt es doch der Erde, die vom Segen des Schöpfers befruchtet wird, nicht an Überfluß, sie alle zu ernähren. Niemahls haben diese Glücklichen, die sich einander als Geschwister lieben, den Erdboden, ihr angebornes Land, ausgemessen, um die Gesetze des Eigenthums einzuführen, welche sich zu ihrer Unschuld und Eintracht übel schickten. Sie wohnen in Familien zerstreut, die durch keine andere als die Gesetze der Liebe und Ordnung regiert werden. Das Haupt jeder Familie ist der Stammvater, oder wenn dieser in eine höhere Welt übergeht, der Nächste auf ihn. Ihre Regierung ist wie die Regierung des obersten Geistes, Vorsicht und Güte. Ihre Arbeit ist Ackerbau und Viehzucht. Beydes giebt ihnen beständig Anlaß, die Werke Gottes in der Nähe zu betrachten, tausend neue Wunder in der Natur zu entdecken, und aus ihrem Anblick ein frommes Vergnügen zu schöpfen.

Ihre Lebensart ist einfach wie die Natur, der sie folgen; denn gesunde ungekünstelte Speise und eine mäßige Leibesübung sind das wahre Geheimniß, seine Kräfte immer frisch und blühend zu erhalten. Diese friedsamen Menschen wissen nichts von blutigen Speisen. Das stille Lamm giebt ihnen willig seine Wolle, ohne dafür, nach den Sitten der grausamen Bewohner unsers Planeten, unter dem blinkenden Messer zu zappeln. Sie bedienen sich alles dessen, was die Natur zu ihrer Bequemlichkeit und Ergetzung mit reicher Mannigfaltigkeit hervorgiebt. Die Bäume und Stauden neigen ihre goldfarbnen und bepurperten Früchte zu ihnen herab; die Blumen geben ihnen ihre Gerüche, die Kräuter ihre nährenden Säfte, die Biene theilet ihren Honig mit ihnen, und der Wol-

lenbaum seinen weichen Flaum zur Bekleidung in der kühlern Jahreszeit; oder sie machen sich ihr Gewand mit kunstreichem Finger aus vielfarbigen Federn, die sie mit mahlerischem Geschmack zusammen fügen.

Üppigkeit, Schwelgerey, und die kindische Thorheit, mit Kieselsteinen oder dem Schleim einer Raupe zu prangen, sind ihnen gänzlich unbekannt. Aber die schönen Künste haben sie auf einen so hohen Grad getrieben, daß die Werke unsrer größten Meister nur Versuche gegen sie sind. Ich sah ganze Felsen von Marmor in Säulengänge ausgehauen, und mit Bildern ausgeziert, die zu athmen und zu denken schienen. Auf diese Weise pflegen sie das Andenken ihrer Voraltern oder der Mütter, die sich durch Erziehung vieler Kinder verdient gemacht, oder der Erfinder nützlicher Dinge, und von Gott begeisterter Dichter, die mit erhabnen herzbezwingenden Accenten die Thaten des Ewigen, und in sanftern Tönen die Freuden der Tugend und der Natur besingen, auf die spätesten Alter fortzupflanzen. Sie zeigen diese Bilder ihren Kindern, und erzählen ihnen dann Geschichten von denen, welche sie vorstellen, um sie zu nacheifernder Tugend zu erhitzen.

Die Natur und die Kunst, ihre Nachahmerinn, sind für diese Glücklichen unerschöpfliche Quellen angenehmer Beschäftigungen. Aber ihre süßesten Freuden entspringen aus der Liebe, und den Verhältnissen, welche dieselbe unter den Menschen hervorbringt. Die zärtliche Freundschaft, die aus vielen harmonischen Seelen eine einzige macht, und die eheliche Liebe, die Quelle der besten Freuden dieses irdischen Lebens,

herrschen hier mit ihrer ganzen reitzenden Macht, und verbreiten allenthalben eine allgemeine Harmonie. Hier wird keine anmuthsvolle Schöne der Raub eines Unempfindlichen, der ihren Werth nicht kennt; hier zwingt keine unedle Gewinnsucht Menschen, die einander verabscheuen, zu unnatürlichen Umarmungen. Niemahls wurden die geheimnißreichen Gesetze der ehelichen Liebe durch eine thierische Brunst entheiliget, die nur eine vorüberrauschende Lust zum Zweck hat. Alle Triebe und Bewegungen dieser Glückseligen sind sanft und gemäßigt; jede Neigung folget dem Wink der Natur, und gehorcht der leitenden Vernunft, wie ein Kind, das noch zu schwach ist, sich selbst zu regieren, der liebenden Mutter gehorcht. Die Natur allein knüpft hier das schöne Band, welches die beyden Hälften der menschlichen Natur in ein vollkommnes Ganzes vereinigt. Sie lehrt jede Hälfte die andere finden, die gemacht ist, sich mit ihr zusammen zu fügen. Eine geheime Sympathie, die aus einer gleichgestimmten Beschaffenheit der Leiber und Gemüther entsteht, lispelt mit sanfter Stimme dem Jüngling und dem aufblühenden Mädchen ein, daß sie für einander geschaffen sind. Ihre Liebe giebt ihnen wie ein neues Leben, und macht jeden Athemzug zu einer Lust. Kein Reitz, keine Anmuth, keine Tugend oder irgend ein Vorzug bleibt an dem Geliebten unentdeckt und ungeliebt. Das wiederhohlte Anschauen so vieler Vollkommenheiten setzt die gefühlvolle Seele außer sich. Sie sieht in süßer Entzückung zu dem Ewigen auf, der der Schöpfer und das Urbild derselben ist — und voll dankbarer Empfindung, daß er sie schuf, so glücklich zu seyn,

verlangt sie die Zahl seiner Anbeter und der Glückli-chen zu vergrößern.

Doch, wozu nützt es, den verderbten Einwohnern einer ausgearteten Welt diese erhabnen Geheimnisse der Liebe zu enthüllen? Wie wenig sind deren, die nur fähig sind, sie zu verstehen! und wie seltner ist es noch, daß ein solches Paar sich zusammen finde, welches fähig wäre, dem ehelichen Stand seine Würde und unschuldsvolle Reinigkeit wieder zu geben! Die reinsten und höchsten Freuden sind den Sterblichen unbekannt. Sie sind mit der Wahrheit und Güte, gleich schüchternen Tauben, aus unsrer verkehrten Welt aufgeflogen, um sich bey diesen unschuldigen Menschen niederzulassen, welche der Natur getreu geblieben sind. Was für einen Anspruch können wir an Glückseligkeit machen, da wir die Natur verachten, und die Tugend für die Zerstörerinn der Freude halten?

Mich däuchte in meinem Gesichte, als ob mich die Begierde, das häusliche Leben dieser Glückseligen zu sehen, in eine einzelne Familie geführt habe. Sie bewohnte ein Gebirge, welches einem zweyten Paradies gleich schien; so ähnlich hatte es der Fleiß, der Gehülfe der Natur, dem Garten Gottes gemacht. Es war mit Gehölzen, fruchtbaren Bäumen, mit Gärten und schattigen Lustgängen bedeckt. Zwischen denselben blickten die Wohnungen der Menschen hervor, von Zedernholz leicht aufgeführt, und bequem ohne Pracht.

Ich näherte mich einer derselben. Ein Hain von allerley süß duftenden Bäumen und Gesträuchen, mit Blumengefilden abgesetzt, die von schlängelnden Quellen erfrischet wurden, herrschte rings umher. Unter

einer hohen Laube von Rosinenstrauch, mit Acanth durchflochten, sah ich eine Frauensperson sitzen, gleich einem Engel, der sich in einem schattigen Ort irgend eines Paradieses gesetzt hat, um von einer ätherischen Reise auszuruhen. Sie war größer und von stärkerer Leibesbeschaffenheit, als die weichen Töchter unsrer Erde zu seyn pflegen. Die frische Blume ihrer Schönheit zeigte Unsterblichkeit an. Zwey Säuglinge, schön wie die Liebe, lagen an ihrem Busen, und sogen mit der gesunden nährenden Milch fromme Empfindungen und harmonische Triebe ein, die sich künftig zu eben so viel Tugenden entfalten sollten. Mütterlich lachten die Augen der schönen Säugerinn auf die Kinder ihrer Liebe herab, indem ihre Seele, (so sagte mir der höhere Glanz ihrer Augen) von frohen Gedanken zukünftiger Glückseligkeiten überfloß, die jetzt noch an ihrem Busen keimten. Zuletzt öffneten sich ihre süß lächelnden Lippen, sie zu segnen. Wachset, blühet, sprach sie, ihr Lieblinge meines Herzens, ihr sanften Seelen, die ihr noch in dem zarten Leibe schlummert, und den Werth eures Daseyns noch nicht kennet! Wie werdet ihr frohlocken, wie wird euer Herz von Freude überwallen, wenn ihr anfangen werdet, einen himmlischen Geist in euch zu fühlen, in dessen reinem Spiegel ihr das Bild eures Schöpfers erblicken werdet! Wie süß wird meinem Ohre die erste Entzückung eures stammelnden Lobes seyn! Dann will ich euch erzählen, wie herrlich Er ist, und zu was für einem Leben Er euch erschaffen, damit ich in euren staunenden Mienen und in jedem sanft aufschwellenden Gesichtszug lese, was in euren Seelen vorgeht. Und welche Freuden wird mir euere Liebe, euere gesellige Eintracht, euere

Wissensbegierde, euere Unschuld machen! Wie oft werde ich mich selbst selig preisen, daß ich euch gebar! So sagte sie, und hob beyde auf, und drückte sie an ihre anmuthsvollen Lippen.

Indem sah ich, nicht fern von ihr, eine kleine Schar von Knaben mit ihren Schwestern in holdseliger Eintracht unter den Blumen spielen. Sie betrachteten dieselben aufmerksam, und jeder wählte sich einen Liebling, und gab ihm den Nahmen einer von seinen Schwestern. Vor der Wohnung sah ich verschiedne Mädchen beschäftiget; diese, Körbe von gespaltenem Rohre zu flechten, jene, Obst und Gewächse zum Abendmahl des Hauses zu bereiten, andere auf wollene Tapeten, die sie selbst gewirkt hatten, nachahmende Blumen und Laubwerk zu sticken. Ihr gelbes Haupthaar war mit Rosen durchflochten, und ihre Schönheit glich der Morgenröthe, wenn sie ihre frische Rosenfarbe über erwachte Hügel verbreitet. Jede lächelte die andre voll Liebe an, und schien sich ihrer eignen Liebenswürdigkeit nicht bewußt zu seyn. Sie sangen unter ihrer harmlosen Arbeit anmuthige Gesänge, welche die jüngste der Schwestern mit der helltönenden Laute begleitete.

„Wie schön bist du (sangen sie), o Abendsonne, auf den westlichen Hügeln, wenn du unter dem glühenden Gebüsch hervor schimmerst! Wie lieblich sind die letzten Blicke, die du auf die Fluren herab wirfst, die schon halb im Schatten liegen!

Eile, du reine Quelle des Lichts, unsern Verwandten auf der andern Hälfte der Erde den lieblichen Tag zu bringen. Jetzt färben sich dort die Spitzen der Berge! Jetzt erwachen ihre Paradiese mit neuer Schön-

heit,

heit, im glänzenden Thau gebadet. Jede Blume öffnet ihren balsamischen Kelch, und athmet dir ein Opfer von süßen Gerüchen entgegen.

Jetzt erwachen sie, unsere Mitgenossen an Seligkeit, und grüßen frohlockend deine Ankunft, die sie zur süßen Arbeit ruft, indem wir, vom stillen Mond umglänzt, sanft ermüdet in duftenden Schatten schlummern, und lächelnde Träume gleich Engelsgestalten um unsere Schläfe schweben."

Von dem anmuthigen Nachklang dieser Stimmen begleitet, begab ich mich tiefer in den Hain, von Gedanken gedrängt, deren Entwicklung Einsamkeit und grüne Schatten befördern. Oft fragte ich mich selbst, ob mich nicht ein angenehmer Traum täusche? Aber meine Empfindungen waren so lebhaft, daß ich nicht zweifeln konnte, alles wirklich zu sehen und zu hören, was mein Auge und Ohr bezauberte. Dann befiel mich ein sanftes Staunen, eine süße Schwermuth, und eine stille Thräne schlich sich die Wangen herab. Ach! möchtet ihr hier seyn, wünschte mein Herz, ihr, die ich liebe, ihr, deren die Welt, die ihr zieret, nicht werth ist! Möchtet ihr hier seyn, meine Freunde, mit allen, deren Güte und Redlichkeit sie eines Paradieses würdig machen, möchtet ihr hier seyn! — So wollten wir auf diesem Berge wohnen, und des Lebens froh werden, dessen Genuß uns die Thoren jener Unterwelt nicht erlauben. Hier sollte — aber mitten in einem zärtlichen, unbesonnenen Wunsch unterbrach der Genius, der sich mir unbemerkt genähert hatte: Laß die Vorsicht, sprach er, für die Tugendhaften sorgen, die du gern in diese Welt der Unschuld retten möchtest. Der Stand, worin sie jetzt sind, ist

ihnen von einem Wesen ausgesucht werden, das in allen Welten keinen fand, der sich besser für sie schickte. Und siehest du nicht, wie grausam dein Wunsch ist, alle Tugendhaften, die unter dem Monde zerstreut sind, an Einen Ort zu bringen? Was wäre das anders, als vor der Zeit die Guten in einen Himmel versetzen, und aus der übrigen Erde eine Hölle machen? Denn eben diese engelähnlichen Seelen, die wie mitten unter Unkraut und Dornen hervorblühen, verhindern ganz allein, daß die Erde keine gänzliche Wildniß werde.

Da er so sprach, hörten wir fern her ein angenehmes Koncert vieler Stimmen, von kühlen Zefyrn halb verweht, durch den Zedernwald rauschen. Eilends folgten wir dem lieblichen Getön, welches uns, ungesehn unter dem Schleyer einer ätherischen Wolke, zu einer liebenswürdigen Versammlung leitete. Die ganze Familie, von der ich vorher einige Glieder sah, hatte sich versammelt, um ihre gewöhnlichen Abendhymnen in den allgemeinen Lobgesang zu mischen, den die Natur unaufhörlich ihrem Schöpfer bringt. Die Väter waren mit ihren Söhnen von ihrer täglichen Arbeit in den Schooß der Ihrigen zurückgeeilt, wo die zärtlichsten Freuden auf sie warteten. Jede schöne Gattinn flog dem geliebten Mann mit offnen Armen entgegen; ein lieblicher Schwarm holdseliger Kinder scherzte mit jugendlichen Liebkosungen um die Kniee der Väter, und begleitete sie frohlockend in die Hütte, wo ein gesundes Mahl bereitet stand, von der einfältigen Natur aufgetragen, nicht von der Kunst verderbt, deren leckerhafte Erfindungen die Nerven der Gesundheit angreifen, um einen von Schwelgerey

abgenutzten Geschmack zu reitzen. Liebreiche Vertraulichkeit und unschuldige Munterkeit herrschten über dem geselligen Mahl, und hätten auch schlechte Speisen schmackhaft machen können. Alsdann gingen sie vor die Hütte, um die schöne Gegend im Mondschein zu betrachten; und eh' sie sich in die weichen Arme des Schlafes legten, dem Schöpfer ihr Loblied zu bringen, dessen sanftsäuselnde Gegenwart sie unter den Bäumen zu spüren glaubten. Welch ein Koncert war dieses, und wie weit über diese weichen, Wollust athmenden Lieder hesperischer Sängerinnen erhaben, die nur eine Speise der Ohren sind, ja allzuoft dem Gesang der Sirenen gleichen, der zu einer tödtlichen Lust an ihre gebeinvollen Ufer lud! Es war eine Symfonie von höherer Art, welche die Seele selbst in Musik stimmte, und Engel oder Geister des Äthers anlockte, auf goldnen Abendwolken sich herabzulassen, oder vom Wipfel ätherischer Zedern dem frommen Gesang zuzuhören. Wir näherten uns, von der süßen Gewalt der mächtigen Harmonie gezogen, die uns in anmuthsvoller Verwirrung entgegen kam. Wie wenn an einem Frühlingsmorgen die Freude tausend liebliche Kehlen öffnet, die hervorgehende Sonne zu begrüßen; die Lerche wirbelt in der hohen Luft ihre sanfte Melodien, indem die Grasmücke unter bethauten Zweigen helle durchdringende Töne schleift; mit ihrem Gesang vermischt sich das Pfeifen und Zwitschern der andern Vögel, und das Gesumse der fleißigen Bienen, die um die frischen Violen und den gewürzten Thymus flattern; der murmelnde Bach und das Säuseln junger Morgenwinde, die zwischen den belaubten Gewölben ihre Rosenflügel schütteln, vermehrt die freudige Sym-

fonie, und dem Hirten, der auf einem Hügel mit lauschendem Ohre horcht, hüpfet vor Freude das Herz. So, oder noch viel angenehmer, tönte uns dieß vereinte Loblied der Menschen, welches durch die ambrosische Nacht weit und breit erschallete, und von dem einsamen Echo in den vorüberstehenden Bergen nachgesungen wurde. Männliche Stimmen waren mit sanftern weiblichen nach verschiednen Graden abgesetzt. Auch die Kinder versuchten in noch wankenden aber doch lieblichen Tönen, das Lob ihres Schöpfers, den sie besser fühlten als kannten; ja die Säuglinge selbst stammelten mit süßem Lächeln harmonische Töne auf den Armen der entzückten Mütter.

„Wie schön bist du (so sang der heilige Chor) in deiner schlummernden Schönheit, o Erde! Wie anmuthsvoll leuchtet deine Gestalt unter dem schattigten Mondlicht hervor!

„Wie erquickt ruht das Auge, von den hohen Farben des goldnen Tages ermüdet, auf der matten Dämmrung! Indeß träufelt aus leichtschwebenden Gewölken der balsamische Thau, indem die Abendlüfte mit fächelnden Schwingen jede schlafende Blume kühlen.

„So erneuerst du deine Kräfte, o Erde, und blühest in ewig frischer Jugend; schön wie ein Garten Gottes, wie ein Wiederschein des Himmels, wo unser noch blödes Auge sich allmählich zum Anschauen des Göttlichen angewöhnet.

„O du, wie soll dich der Mensch, wie soll der Himmel dich nennen, Unaussprechlicher? oder ist nicht dein würdigster Nahme, Liebe? Ach könnte das entzückte Herz dir seine Empfindungen stammeln! Welch

ein Gedanke ist das, für dich geschaffen zu seyn! Mit Zittern wagt die Seele, die zugleich sich selbst fühlt, den unaussprechlichen Gedanken. Aber eine mächtige Stimme, (ist es nicht deine Stimme, o du allgegenwärtige Seele der Geister?) nöthigt die bebende Seele mit süßer Allmacht, den kühnen Gedanken von neuen zu denken! Die ganze Natur, und jeder Augenblick unsers Daseyns bestätigt ihn. Denn an wen erinnert uns jedes Geschöpf als an Dich? Wem nähert uns jede Freude als zu Dir? Und warum seufzet die Seele, wenn sie ganz im Vergnügen schwimmt, das von allen Seiten auf sie zufließt, nach wem seufzet sie als nach Dir? Nach dir, du höchste Vollkommenheit, für die sie geschaffen ist!

„Jede frohe Empfindung, (und mit wie vielen überhäufest du uns!) wirft ein Licht auf unsre Seele, in welchem wir Dich erblicken; und in Dir den Vater, den Wohlthäter, den ewigen, geheimnißvollen Urquell des Guten, von dem auch die schwachen Ausflüsse, deren wir jetzt fähig sind, uns entzücken.

„O jauchze über dein Daseyn, unsterbliche Seele! Preise ihn, meine Seele, preiset ihn mit mir, harmonische Seelen! und ihr, die ihr uns umgebet, ihr sichtbaren Geister, die wir oft in stillen Nächten hören, wenn ihr, auf goldnen Wolken schwebend, die heitre Luft mit begeisternden Hymnen erregt! Und ihr unsichtbaren Engel, lobet ihn! Ihr Sterne, die ihr von jenem majestätischen Himmel in ruhigem Glanze herabseht, von glückseligen Geschöpfen, unsern Freunden, bewohnt, um, wie wir, zum Anschauen des Unendlichen zubereitet zu werden. — Stimmet ein in den allgemeinen Lobgesang!

„Welch ein hoher feyerlicher Anblick! Ruhe, mein Auge, mit Adlersblicken auf diesem himmlischen Schauplatz, wo die Gottheit ihre unendlichen Herrlichkeiten von tausendmahl tausend Myriaden anbetender Geister ausbreitet! Alles, was du siehest, ist ein Ganzes, ein System, ein symmetrischer Bau, ein Tempel Gottes, wo jede Sfäre ein Altar, und auch du, o Mensch, sein Priester bist! Welch ein Gedanke ist das! In welche Empfindungen löst er die entzückte Seele auf! Ja lobe Ihn, meine Seele, und alles, was in dir ist, lobe Ihn! Lobet Ihn meine Gedanken! Lobet Ihn, ihr stillen Empfindungen, ihr noch zarten unentwickelten Neigungen, lobet Ihn! O du, der du allein die ohnmächtigen glühenden Wünsche unsrer Herzen erfüllen kannst, hauche du selbst dein Lob in unsre Seelen! und ihr, Geister und englische Kräfte, sprechet in erhabnen Tönen aus, was die menschliche Seele nur seufzen kann!"

So sangen sie mit abwechselnden Stimmen. Der sanfte Mond stand wie entzückt am azurnen Himmel, kein murmelnder Bach, kein Lüftchen, kein flisterndes Blatt störte die fromme Harmonie; die Hügel schwiegen ehrfurchtsvoll umher, und die Nachtigall horchte mit lauschendem Ohr an der Spitze des Zweiges. Aber aus der hohen Luft hörte man ätherische Saitenspieler, auf goldnen Wolken schwebend, den heiligen Gesang mit einer entzückenden Symfonie begleiten; ein heller flammender Glanz streifte über den Hain und die Hügel hin; die Gegend hob sich wie verklärt aus dem Dunkeln hervor, und ambrosische Gerüche flatterten in der kühlen Luft. Die Musik hatte lange schon geschwiegen, da man noch einen lieblichen Nachklang in den Bergen vernahm, und ein

harmonisches Säuseln zwischen den Bäumen, als ob jedes Blatt eine Stimme worden wäre.

Die Menschen vertheilten sich hierauf, nach dieser heiligen Symfonie ihrer Seelen. Einige begaben sich unter dichte Schatten, oder an den blumigen Rand einer schläfrig murmelnden Quelle, wo sie auf dem Lager von Violen in frohen Empfindungen einschliefen, indem die Nachtigall die entzückte Nacht mit ihrem Gesang aufhielt; indessen andre, gesellig oder allein, die schöne Gegend durchwandelten, um aus dem Anschauen der schlummernden Natur ein frommes Vergnügen zu schöpfen. Sie besuchten ihre bekannten Lustgänge, oder abgelegene Refiere von wildem Ansehen, und geheiligte Grotten, an deren weiße Felsenwände der Mond einen sanftzitternden Glanz streute; einsame Örter, wo in tiefer Stille die Betrachtung wohnt, wo die Seele von den Sinnen abgezogen, gleich einer unbewegten See, deren spiegelglatte Fläche selbst von keinem Zefyr gekräuselt wird, das Bild der Gottheit auffaßt, und über das neue Licht, das in ihr umherstrahlet, erstaunt, und über die großen Aussichten und stillentzückenden Hoffnungen, die sich plötzlich vor ihr enthüllen.

Gedankenvoll begab ich mich jetzt ins Einsame; eine stille Schwermuth umzog meine Seele, da sie von dem Anschauen dieser glücklichen Menschen einen Blick auf die gefallne Erde warf, und empfand, wie viel wir verloren haben! Ach, dacht' ich, wie selig sind diese Menschen durch die Empfindung, daß sie von Gott abhangen. Eine solche Seligkeit war auch uns zugedacht; aber wir wollten nicht von Gott abhangen, und dieß ist noch jetzt die natürliche Quelle unsers

Elends. Ach! was ist aus unsrer Erde worden, die ehmahls ein Paradies war! Ach! was ist aus dem Geschöpf worden, welches in engelähnlicher Schönheit das Bild des Schöpfers von sich strahlte! O dieser traurige Gedanke läßt mich keinen andern Verlust beweinen! Ich klage nicht deine verwelkte Schönheit, o Erde, ehmahls ein Abglanz des Himmels, nicht deine ewigblühenden Lustgefilde, noch die Bäume mit ambrosischer Frucht, und den unsterblichen Frühling, der den Fußtritt der majestätischen Menschen, wo sie gingen, mit Blumen bestreute; aber die auf ewig verblühte Unschuld, das nicht mehr unverfälschte Herz, die verlorne Schönheit der Empfindungen, die erloschne Flamme der allgemeinen Liebe, die zerstörte Harmonie — ach diesen Verlust beweine, meine Seele! Ja traure, mein Herz, und ihr meine Augen weinet, weinet, indem so viele Myriaden meiner Brüder, ihres Jammers uneingedenk, in eiteln Freuden sich verlieren, und die kurze Zeit durchscherzen, die ihr Schicksal entscheiden soll!

Von welch einem Himmel ist unsre Erde herabgestürzt! Von welch einer Hoheit ist die menschliche Natur gesunken! Wie verfinstert ist der Verstand, dessen Auge unverwandt auf das Urbild aller Vollkommenheit und Wahrheit gerichtet seyn sollte! Welch ein Labyrinth von wilden Begierden ist das Herz, welches bestimmt war ein heiliger Tempel des göttlichen Geistes zu seyn, in welchem die reinste Liebe zu Gott ewig brennen sollte! Wie eitel und unbändig sind diese Triebe, die uns, wie auf Flügeln der Engel, schneller zu Gott empor tragen sollten! Von der Wahrheit, dem Licht, worin Gott wohnt, und welches von

ihm über alle Geister ausfließet, sind uns nur zweifelhafte Strahlen übrig geblieben, die über den Verstand hinstreifen, und der Seele keine Wärme geben. Die Wahrheit, wenn sie nicht in einem verdunkelten Verstand gebrochen und zerstreuet wird, senkt sich mit vollem geradem Strahl ins Herz, befruchtet seine Neigungen, und macht sie in ein Paradies von Tugenden aufblühen. So wirket sie in dieser unschuldigen Welt. Aber wir Elenden haben die Wahrheit mit der Unschuld verloren. Unsre von Thorheit geschwächten, von Leidenschaft geblendeten Augen können ihren Glanz nicht mehr ertragen. Wir hassen das Licht, weil es unsre Häßlichkeit aufdeckt. Kläglicher Verfall eines Geschöpfes, das in seinem Ursprung so gut, so heilig, so göttlich war! Ach! der Verfall ist so tief, daß es auch denen, die nicht darüber spotten, unglaublich und romanhaft tönt, wenn wir hören, daß der Mensch den Engeln gleich seyn sollte. Denn ehe wir eine denkende Seele in uns fühlen, werden wir schon verderbt. Alles was uns umringt, hemmet die Entwicklung dieser Selbstempfindung, die uns zur Erkenntniß unsrer Natur und Bestimmung führen würde. Wir bilden uns nach fehlerhaften Beyspielen, und lieben das Böse, ehe wir das Gute kennen. Der Witz schmeichelt dem Affekt, und die Welt rechtfertigt ihn durch die Gewohnheit. — O Himmel, wie kannst du einem solchen Verderben zusehen! Wie kannst du eine Welt dulden, deren Häßlichkeit viele so sehr erschreckte, daß sie sich genöthigt sahen, einen bösen Gott, den Urheber alles Übels zu erdichten, damit die Schmach nicht auf den Anbetenswürdigen fiele, von dem nur Gutes entspringen kann.

Indem ich so dachte, erschien mir plötzlich der Genius wieder, und sah mich an, als ob er lesen wollte, was in meinem Gemüthe vorging. Ich war so sehr von meinen Betrachtungen gerührt, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm alle diese Gedanken zu sagen, welche die Vergleichung der unschuldigen Menschen mit mir und meinen Brüdern auf der gefallenen Erde in mir erregt hatten. Er hörte mich liebreich an; dann sprach er mit sanfter Stimme, und einem Blick voll mitleidiger Liebe:

Ich liebe diese Zärtlichkeit, die dich für deine Brüder weinen macht. Wie selten sind bey Menschen Thränen über ihr wahres Elend! Diese Wehmuth deines Herzens über den Anblick des allgemeinen Verderbens, daß sich eines ganzen Geschlechts unsterblicher Wesen bemächtiget hat, ist eine Frucht des guten Geistes, der dein Herz zu beleben angefangen hat. Was ihr gemeiniglich Übel nennt, Krankheiten, Armuth, Verachtung, Trennung von seinen Freunden, so empfindlich auch diese Übel sind, so sind sie doch den Rechtschaffnen eine leichte Last. Aber darüber trauern, darüber weinen sie, daß Menschen sind, die Gott nicht lieben, daß Menschen sind, die ihre Seele wie Spreu dahin werfen, die sich gegen die Reitzungen der Wahrheit verhärten, deren Herz eine Grube der verächtlichsten und giftigsten Neigungen ist, die in der Gegenwart Gottes Übels thun, und erst zu spät zittern — das jammert den Redlichen! Darüber weinen selbst die Engel, denen der Tag, an dem ein Sünder zu Gott umkehret, ein Festtag ist.

Aber hüte dich, fuhr er fort, daß dich die Betrachtung des menschlichen Elends nicht bis in finstre

Gedanken und in Zweifel treibe, die auf die Vorsehung selbst ihren Schatten werfen. Traure aus zärtlichem Mitleiden, daß die Menschen nicht sind was sie seyn sollten; aber glaube auch, daß die gefallene Welt so viel Gutes hat, als nöthig ist, in der grenzenlosen Sfäre der Allgegenwart Gottes geduldet zu werden. Ja noch mehr, die gefallene Welt, der Schauplatz der Sünde und des Todes, ist durch göttliche Künste genöthiget, noch mehr als jene unschuldigen, jene himmlischen Welten, die in ursprünglicher Schönheit glänzen, ihren Schöpfer zu verherrlichen.

Damit dir dieses klärer werde, so erinnere dich, daß es eine natürliche Folge der Schwäche des menschlichen Verstandes ist, wenn du in einem Ganzen, das aus unendlich vielen Theilen zusammengesetzt ist, Unordnung findest. Denn eben so scheinen auch die Sterne, die in heitrer Nacht aus den Tiefen des Äthers hervorschimmern, in ungefährer Verwirrung durcheinander geworfen, da du doch, als ich dich in den wahren Gesichtspunkt stellte, über die unaussprechliche Schönheit ihrer Anordnung entzückt wurdest. Eben so scheint öfters die menschliche Welt ein Werk des Zufalls zu seyn, worin kein fester Plan, keine Grundideen und Absichten eines über das Ganze regierenden Geistes sind; aber die Ursache dieser Anscheinung ist in der Blödigkeit und engen Sfäre unsers Auges. Der oberste Geist, vor dem alles aufgedeckt liegt, siehet die Harmonie mit seinen Absichten, die einzige Schönheit, die vor ihm gilt; er sieht Zusammenhang und Ordnung in eben dieser Welt, vor deren Anblick dir grauet, wenn du sie nur von der dunkeln Seite anschauest. Dem Menschen soll genug seyn zu wissen, daß Gott

seine Absichten erreicht sieht. Die moralische Ordnung ist eine unsichtbare Schönheit für euch, in viele Decken und Schleyer eingehüllet, welche zuletzt fallen, und euren erstaunten Augen eine ganz vollkommene Gestalt und untadelige Schönheit darstellen werden.

Vielleicht erwartest du mehr von mir, als Vertröstung und Hoffnung einer künftigen Erhöhung deines dämmernden Verstandes. Aber es ist euch in eurem jetzigen Zustand nichts nöthiger, als glauben, daß das Ganze gut sey, und zur Ehre des Schöpfers ausfallen werde, ob ihr gleich nicht deutlich einsehet, wie dieses zugehe. Mache es wie Marie, die reinste unter den Seelen, die jemahls ein weibliches Herz belebt haben, als sie über das, was ihr Gabriel ankündigte, bestürzt war, weil sie nicht begreifen konnte, wie es möglich sey, so beruhigte sie sich vollkommen, sobald ihr der Engel antwortete: Die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten. So oft Zweifel dein Gemüth bewölken, so oft die sittliche Unordnung auf Erden, und die Labyrinthe der göttlichen Wege deine Gedanken verwirren, so stille dich selbst nach dem Beyspiel des Patriarchen mit der Versicherung: Der Herr wirds besorgen!

Indessen ist es möglich, auch ehe die Zeit des Glaubens sich in die Zeit des Anschauens verwandelt, mitten durch die Decken, von denen ich dir sagte, einige Blicke in die verborgene Schönheit der Welt zu thun, deren Fall dein frommes Herz beklagt.

Meinest du wohl, daß eben diese gefallne Welt Schönheiten, selbst in den Augen des Ewigen, hat, welche keine andere Sfäre zeigen kann? — Eine kleine Überlegung wird dir zeigen, daß es Tugenden unter

euch giebt, die nur in einer gefallnen Welt möglich sind. Was ist schöner als Geduld einer gefühlvollen Seele, die sich willig ihren Leiden unterzieht, weil sie glaubt, daß sie ihr von der Hand des Herrn auferlegt sind? Was ist herrlicher als der Kampf des Tugendhaften mit seinen Leidenschaften? Je mehr Hindernisse die Tugend zu besiegen hat, desto heller und größer bricht sie hervor; der Widerstand nöthigt sie, alle ihre Kräfte zusammen zu fassen. Der Sieg ist desto edler, je mehr er kostet, und die Tugend desto größer, je schwieriger sie ist. Die Keuschheit eines Josef ist in gewisser Absicht schöner, als die Reinigkeit eines Serafs; denn jener mußte Reitzungen verachten, denen fast alle Menschen unterliegen; er mußte in eben demselben Augenblick die Schönheit und die Wollust, Zulika und sich selbst überwinden. —

Wie oft ergetzen wir uns, obgleich euern Augen unsichtbar, wenn wir Seelen sehen, welche mitten im Gedränge der bethörten Sterblichen die Wahrheit suchen, unermüdet, ob sie ihnen gleich immer wieder zu entfliehen scheint, Seelen, die vom Beyspiel der Welt unverderbt auf dem Weg der Redlichkeit fortgehen, die in innerlicher Stille über sich selbst wachen, die einen Bund mit ihren Augen machen, und ihren Sinnen einen Zügel anlegen, die über ihre kleinsten Fehler zittern, und jeden neuen Schritt auf der Bahn der Vollkommenheit für einen Gewinn ansehen, Seelen, welche der Anblick des Todes, mit allen seinen Schrecknissen bewaffnet, nicht bewegen kann, die Wahrheit zu verläugnen. Solche Seelen zu sehen, ist für himmlische Geister entzückend; wir spähen sie sorgfältig aus; die Niedrigkeit, die sie verhüllet, kann sie

vor unsern Blicken nicht verbergen; die Welt sieht nur ihre äußere Gestalt; wir bewundern die inwendige Schönheit, die für den Himmel reifet.

Ist es nicht ein wunderbares, ein erstaunliches Schauspiel, und himmlischer Zuschauer würdig, in einer Welt, wo das Böse seinen Sitz aufgeschlagen zu haben scheint, englische Tugenden, göttliche Schönheiten zu sehen? Aber alles dieses ist ein Werk der Gnade; nur der Geist, dessen Weisheit Liebe, dessen Liebe Allmacht ist, konnte ein solches Werk ausführen; nur Er kann eben diese Welt, die ihm Satan entwenden wollte, eben diese Welt, die ihren Schöpfer zu verunehren drohete, zum herrlichen Schauplatz seiner wundervollen Vollkommenheiten, und zum Augenmerk aller Engel und Geister machen.

Theages.

Über Schönheit und Liebe.

Ein Fragment.

Pur se tanto t'inflamma e ti conforta
Beltà celeste entro terreno velo,
Che sara dunque à vagheggiar la in cielo?

Guidi.

1760.

Theages.

An Herrn P.

Sie verlangen von mir, Ihnen eine umständliche Erzählung von der Unterredung meines Freundes mit dem Platonischen Einsiedler zu machen, mit dessen Karakter Sie, als ein eifriger Sammler moralischer Seltenheiten, Ihr bewundernswürdiges Kabinet zu vermehren wünschen. Ich fühle alle Schwierigkeiten der Arbeit, die Sie mir auflegen. Die Ideen unsers Platonisten haben einen so eigenen Schwung, daß ich keine Hoffnung haben kann, ein so getreuer Kopist zu seyn, als ich es zu seyn wünsche, da ich (wie ich gestehen muß) ein ganz verliebter Bewunderer des Theages bin. Aber Sie wollen lieber einen unvollkommnen Abriß einer seltsamen Schönheit, als gar keinen. Ich will meinen besten Versuch machen, Ihr Verlangen zu befriedigen, da meine eigene Neigung das Gewicht, welches Ihre Bitten bey mir haben, so sehr verstärkt. Denn ich bin wirklich ganz von dem Ideal der vollkommnen Schönheit, welche Theages allein würdig mahlen kann, eingenommen; und wie gern spricht man nicht von dem was man liebt?

Stellen Sie sich also ein anmuthiges Wäldchen vor, worin ein Paar Platonische Schwärmer in einer

wilden Laube von duftenden Gesträuchen sitzen: der eine mit begeistertem Angesicht und mit Gesten, welche, gleich den Druckern in einem Gemählde, seiner Rede Leben und Wärme geben, der andre in einer horchenden Lage, mit weit aufgesperrten Augen und halboffnen Lippen, wie man die bewundernde Aufmerksamkeit zu schildern pflegt, so haben Sie ein Bild von Nicias, dem Erzähler, und Ihrem ergebensten Freunde, dem Zuhörer.

Sie kennen den jungen Mann, den ich Nicias nenne, bereits aus meinen mündlichen Nachrichten als einen Virtuoso nach den Begriffen unsers Shaftesbury. Er ist ein feiner Kenner des Schönen in Natur und Kunst. Italien hat seinen Geschmack in Musik, in Mahlerey und Baukunst durch die vollkommensten Muster gebildet. Die Kunst des Dichters ist ihm dadurch desto schätzbarer geworden. Aber seine Liebe zur poetischen Art zu denken hat ihn gegen unsre Sänger nicht nachsichtiger gemacht. Er hält nur Homere und Platonen für fähig, die erhabene Sprache zu reden, welche die Heiden die Göttersprache nannten, und sich darin nicht irrten, da Gott selbst sie redete, wenn er große Gefühle von seiner Majestät in menschlichen Seelen erwecken wollte. Die Tugend mit ihrer ganzen unwiderstehlichen Schönheit, in ihrer wahren Temperatur, nach dem Leben, d. i. in nachahmlichen Handlungen schildern, die Thaten Gottes erzählen, den Menschen Geschmack am Edeln, Großen und Erhabenen einflößen, und (was die Seele des Christenthums ist) den Geist von den sinnlichen Dingen ablocken, und an den Himmel, für den er geschaffen ist, angewöhnen, — dieß sind, seiner Meinung nach,

die Geschäfte der Dichtkunst. Er glaubt, Pindar würde dem göttlichen David nachgeeifert haben, wenn er das Glück gehabt hätte, etliche Jahrhunderte später geboren zu werden. Jetzo findet er zwischen dem Genie, den Gedanken und dem Schwung dieses Dichters, und seiner Religion, einen gewaltigen Kontrast. Die erhabenen Vorstellungen eines Pindar stehen seiner Meinung nach in einem falschen Lichte, wenn sie verschwendet werden, Fabeln ein Ansehen zu verschaffen, welche auch zu seiner Zeit nur Kindern und Säugammen erträglich seyn konnten. Es geht mir, sagte er mir einst, mit diesem erhabenen Griechen, wie es mir geht, wenn ich eine unschuldige Miene in dem Gesicht einer Buhlerinn entdecke. Wie sehr würdest du mir gefallen, denke ich, wenn aus diesen sanften Zügen dein Herz redete, und wenn deine Wangen moralisch, und nicht aus List errötheten!

Diese Züge mögen genug seyn, Sie wieder an meinen Nicias zu erinnern. Nunmehr wird er selbst reden, und den Anfang von dem machen, was in dem Landhause der Gräfinn von T. vorgefallen ist, deren Schwestersohn er ist.

Aspasia (so wollen wir die Gräfinn nennen) hat ihre Schönheit, welche, wie man sagt, in ihrem Frühling manches tapfere Herz entwaffnete, so gut zu erhalten gewußt, daß ihr niemand ansieht, daß sie nahe an vierzig ist. Sie war schön, vortrefflich erzogen, sie zeichnete, sang, spielte Laute und Klavier, war die Seele in allen feinen Gesellschaften, und, was allem diesem einen höhern Glanz zu geben pflegt, sie war eine reiche Erbinn. Dem ungeachtet hat sie sich nie geneigt gefunden, eines von den seufzenden

Geschöpfen, mit denen sie die Hälfte ihres Lebens umringt war, zu erhören; ob sie gleich kein marmornes Herz hat, und in ihrem ersten Anblick lauter Güte und Leutseligkeit verspricht. Sie entschloß sich früh, unverheirathet zu bleiben, und ist bisher standhaft gewesen.

Ohne Zweifel werden Sie sich jetzt einbilden, daß sie, aus Begierde den Engeln ähnlicher zu seyn, sich dem heiligen Stand der ewigen Jungferschaft gewidmet habe, von dessen schwanenweiser Reinigkeit und Unschuld der heilige Hieronymus so viel Schönes zu sagen weiß. Sie sehen sie vielleicht schon in einem schwarzbekleideten Kabinet, an einem Tisch von Ebenholz sitzend, mit einem Kruzifix, einem Todtenkopf und einer Sanduhr vor ihr, sich im Leben der heiligen Katharine von Siena vertiefen, und wenn sie zuweilen aus ihrer Entzückung erwacht, mit andächtigem Blick ihre himmlische Miene im Spiegel beobachten. Aber das ist es nicht, mein Herr. Aspasia liebt bloß ihre Unabhängigkeit, und kann sich nicht entschließen, die Meisterschaft über ihre Person, ihre Neigungen, ihre Zeit und ihr Vermögen einem Mann abzutreten, er möchte auch seyn wer er wollte. Denn sie hat nie einen Carl Grandison angetroffen, und sucht auch keinen unter dem Monde. Sie ist so weit von einer Nonne entfernt, daß sie vielmehr mitten in der großen Welt lebt, ohne mit starken Banden an dieselbe gebunden zu seyn. Sie hält sich viel in der Stadt auf, besucht den Hof, und ist häufig in den Assembleen anzutreffen. Sie kennet die Welt, und ergetzt sich mit ihr, ohne ihre Gemüthsruhe, oder ihre Freyheit aufs Spiel zu setzen. Alle Leute von

feiner Lebensart halten ihren Umgang für ein Glück, aber niemand stört sie, wenn sie allein seyn will, welches gewöhnlich auf dem Lande geschieht. Sie liebt die unschuldigen Ergetzungen mehr aus Geschmack als Leidenschaft. Sie liest viel, und lebt nur darum in einer größern Sfäre, um Beobachtungen zu machen, und im Stillen Gutes zu thun. Eine immer heitere und muntere Temperatur des Leibes und des Gemüths hat sie jederzeit vor Leidenschaften bewahret, die ihrem Ruhm oder ihrem Entschluß nachtheilig werden konnten. In jüngern Jahren mag sie einige Fehler gehabt haben, die bey ihrem Geschlecht von der Jugend und Lebhaftigkeit des Geistes unzertrennlich scheinen; aber die Erfahrung und der Umgang mit ihrem Bruder haben sie zeitig genug gesetzt gemacht. Ich glaube, daß ihre strengsten Tadler schwerlich etwas anders an ihr auszusetzen haben, als daß sie die Pracht liebet, und ihrem Geschmack für schöne Gebäude und Meisterstücke der Mahlerey, wie es Vielen scheinen wird, allzuviel nachhängt. Ich werde Sie einmahl in ihr Landhaus führen, um Ihnen zu zeigen, daß sie einen sehr guten Geschmack hat.

Ich erlaube ihr dieses viel lieber, sagte ich zu Nicias, als wenn sie sich selbst auf eine so romanhafte Art, wie Sie vor fantasiert haben, lebendig begraben wollte, um die Maria Magdalena zu spielen, ohne wie diese eine Sünderinn gewesen zu seyn. Denn wär' es nicht unverantwortlich, wenn sich eine Person der Gesellschaft entziehen wollte, die eine so schöne Rolle in derselben zu spielen weiß? Aber ich sehe, daß wir keine Ursach haben, ihretwegen in Sorgen zu stehen.

Nichts weniger, versetzte Nicias; Aspasia hat einen aufgeklärten Geist, welchem es leicht ist, in einem fröhlichen und sanften Temperament die Oberhand zu behalten. Sie kann eine Elisa Rowe bewundern, ohne die zweyte Rowe aus sich selbst erzwingen zu wollen.

Sie sagen sehr recht, erzwingen, Nicias; denn es muß dünkt mich, alle Mahl ein affektiertes, steifes und hartes Werk heraus kommen, wenn jemand das eigene in einem seltsamen Karakter kopieren will. Eine Rowe ist eine Schönheit in der moralischen Welt; aber wenn Aspasia eine Rowe seyn wollte, so hätten wir eine schlechte Kopie mehr, und ein schönes Original weniger — Doch ich will Sie nicht mit meinen Einfällen aufhalten. Ich bin begierig, nun auch ihren Theages zu kennen, nachdem sie mich mit seiner Schwester bekannt gemacht haben. Sie müssen noch ein wenig Geduld haben, sagte Nicias, und mich dem Geiste der Erzählung überlassen, der itzt auf mich gekommen ist, und welcher, gleich dem Sancho Pansa, augenblicklich aus dem Zusammenhang kommt, wenn man ihm einen andern Gang vorschreiben will, als den er selbst zu nehmen gesonnen ist. So reden sie dann immerfort, Nicias; Sie hätten sich keinen bessern Zuhörer wünschen können als mich; ich bin nie geschickter gewesen, meine Seele ins Ohr zusammen zu ziehen, als seitdem wir in dieser Laube sitzen.

Ich hatte, seitdem ich aus Italien zurück gekommen war, das Schloß der Gräfinn, welches in einer der annehmlichsten Gegenden liegt, nicht gesehen. Ich besuchte sie also daselbst, und fand, daß sie große

Veränderungen in den Gärten gemacht hatte, in deren Anlage sie einen feinen, wiewohl ein wenig romantischen Geschmack hat. Sie liebt in allen Werken der Kunst die Verhehlung der Kunst, und eine gewisse Einfalt und angenehme Unordnung, welche sie den Werken der Natur ähnlich macht. Wenn man einen Hain von Fruchtbäumen, die in geraden Zeilen stehen, durchwandelt hat, steiget man an einem sanften Hügel in eine Wiese hinab, die mit allen Arten von Blumen, und im Frühling ganz mit Hyacinthen, Violen und Tulpen besetzt ist. Eine Quelle schlängelt sich in hundert Wendungen durch diesen kunstlosen Blumengarten, und schimmert lieblich aus den Blumen hervor. Aus dieser Ebne kommt man in eine andre Gegend, die einer Wildniß ähnlich sieht. Hier und da ragen bemooste Ruinen, Obelisken, oder halbzerbrochne Statuen aus Gebüschen hervor. Die beyden Seiten dieser anmuthigen Wüste sind mit künstlichen Felsen eingefaßt, in welche Grotten eingehauen sind, in deren Eingang Nymfen, auf ihre Urnen gelehnt, hellrauschende Bäche ausgießen, die sich hier und da in kleine Seen sammeln, welche, mit kunstlosen Büschen umkränzt, von Schwanen und andern Wasservögeln bewohnt werden. Das Auge erstaunt in einem angenehmen Betrug, und man findet sich etliche Augenblicke fast genöthigt, die Fabeln der alten Poeten zu glauben, wenn man diese Nymfen in einer so einsamen und ehrwürdigen Gegend erblickt; denn ihre Locken scheinen zu flattern, und in ihrem Busen glaubt man ein Leben wallen zu sehen; so geschickt hat der Künstler seine Idee dem Marmor einzudrücken gewußt. Endlich verliert sich der Spaziergang

unvermerkt in ein Labyrinth von Rosengebüschen, welche in Wände gezogen sind, die einander unzählige Mahl durchkreuzen, und in dem schönsten Monat des Jahrs diesen Ort zu einem Paradiese machen. Da und dort laden uns hohe Lauben ein, oder Grotten mit Marmorwänden, aus deren Ritzen Wasser hervorsprudelt. Die Nordseite des ganzen Gartens ist von einem großen Tannenwald beschützt, aus dessen Zweigen die Melodien aller Arten von Gesangvögeln hervorschallen, eine Musik, die angenehmere Eindrücke auf mich macht, als die künstlichen Triller und falsae voculae unsrer Sängerinnen. Ich weiß nicht, ob Ihr Geschmack hierin mit dem meinigen sympathisiert; für meinen Theil ziehe ich eine solche Lustgegend den prächtigsten Gärten vor, und weiß mir nichts angenehmers von dieser Art vorzustellen, es müßten denn die bezauberten Gärten der Armide seyn, welche Tasso so unnachahmlich schildert; diese Inseln, „wo stehende Seen und flüssige Krystallen, Blumen, Kräuter und Bäume von aller Art, sonnige Hügel, beschattete Thäler, Haine und Grotten sich auf einmahl in lieblicher Vermischung zeigten; wo die Kunst alles that, ohne gesehen zu werden, wo die Natur selbst im Scherz ihre Nachahmerinn nachahmte, wo die bezauberte Luft den Blumen eine unsterbliche Lebhaftigkeit gab, und wo bis auf die rauschenden Blätter der Bäume alles musikalisch war, und Liebe athmete." Das Bild, das ich Ihnen von Aspasias Garten gemacht habe, ist nur sehr roh und eilfertig, und der wirkliche Anblick wird, meiner Beschreibung ungeachtet, allen Schein der Neuheit für Sie haben.

Ich bin entzückt über Ihre Beschreibung, rief ich aus; und Sie werden mir ein wenig Zeit lassen müs-

sen, wenn Sie gesonnen sind, mich wieder aus diesen Zaubergefilden, die ich ganz lebhaft vor mir sehe, herauszuführen. Mich dünkt, es schickte sich nirgends besser als in dieser schönen Einöde, in der Gesellschaft der Nymfen, die Verwandlungen des Ovid oder den Roman des Bischofs Heliodor zu lesen; ja ich wollte fast wetten, daß mich Schläfrigen selbst der poetische Geist überwältigen, und zu einem Theokrit oder Geßner machen würde, wenn ich eine Weile einsam in dieser dichterischen Gegend herumirren würde. Aber wie ist es möglich, daß Aspasia einigen Geschmack an dem Aufenthalt in der Stadt haben kann, da sie die Besitzerinn einer solchen Landgegend ist?

Sie hält sich meistens auf dem Lande auf, so lang die schöne Jahrszeit währet; und ich versichre Sie, daß sie sich das Vergnügen, das sie hier im Schooß der Natur finden kann, zu Nutze macht. Sie bringt, wider die Gewohnheit und zur großen Ärgerniß unsrer Damen, ganze Morgen oder heitre Sommernächte in ihrer Einöde zu, und belustiget sich damit, die Betrachtungen, welche sie hier zu machen pflegt, oder vielmehr die Gedanken, die sich selbst anbieten und gesellig an einander reihen, zu Papier zu bringen. Sie würden Aspasia's Geist und Herz von einer sehr einnehmenden Seite kennen lernen, wenn ich Erlaubniß hätte, ihnen etliche dieser Papiere zu zeigen. Wir wollen aber ein anders Mahl sehen, was hierüber zu machen ist.

Ich habe bereits der Neigung meiner Tante für Gemählde erwähnt. Sie besitzt eine Sammlung, die man in gewissen Stücken unvergleichlich nennen kann.

Sie hat einen jungen Menschen, der einen seltnen Genie für diese liebenswürdige Kunst zeigte, auf ihre Kosten in Italien, Frankreich und den Niederlanden reisen lassen, woselbst er sich bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit geübt hat. Im Ausdruck der Gemüthsbewegung, deren Theorie er tiefer, als bey seinen Kunstgenossen gewöhnlich ist, studiert hat, besteht seine größte Stärke. Aspasia hat ihn deßwegen zur Ausführung eines Vorhabens gebraucht, welches ihr Ehre macht, indem es zeigt, daß sie das Schöne und Gute für unzertrennlich hält. Sie hat die größten Personen der alten Geschichte, jede in der Handlung ihres Lebens, die ihr am meisten Ehre macht, schildern lassen. Hier sehen Sie z. B. den sterbenden Sokrates; seine Miene drückt die heitere Gleichheit des Gemüths aus, welche diesen Weisen vor allen andern Sterblichen so kenntlich machte; seine Freunde stehen um ihn her und weinen, einige scheinen ihren Schmerz unterdrücken zu wollen, um ihm dadurch noch das letzte Vergnügen zu machen; er sieht sie mit tröstenden Blicken voll Freundschaft an, als ob er ihnen sage, daß er in ein Land reise, wo die Ordnung und die Tugend, welche er die unmündigen Einwohner dieser Erde gern lieben gelehrt hätte, in ihrer Majestät und Schönheit herrschen. Es ist fast unmöglich, dieses rührende Gemählde bald zu verlassen, obgleich die Kunst in jedem andern gleiche Stärke bewiesen hat. Ein solches ist die Tafel, welche den jungen Scipio vorstellt, wie er der zärtlichen Umarmung zweyer Liebenden zusieht, die er einander wieder geschenkt hat. Das vollkommenste Vergnügen, der Gedanke, daß er durch seinen edlen Sieg über eine eigennützige Begierde

Glückliche gemacht hat, athmet aus einem erhabnen Gesicht. Der Numidier, den die Menschlichkeit dieses jungen Römers so glücklich gemacht hat, kann sich nicht enthalten, einen Blick voll Bewunderung auf seinen Wohlthäter zu werfen; die Empfindung seines Glücks nöthigt ihn, auf den zu sehen, dem er es zu danken hat; aber seine Geliebte ist jetzt keines andern Gefühls fähig, als der Freude, ihren Geliebten wieder gefunden zu haben. Sie scheint, mit ihm in einer Einöde allein zu seyn; sie sieht nur ihn; man glaubt es dem Bilde anzusehen, daß es nur aus Freude sprachlos sey; aber desto mehr reden die Augen, deren mächtige Ausdrücke der Mahler durch einen geheimen Kunstgriff im Kolorit bis zum möglichsten Grad der Vollkommenheit nachzuahmen wußte. Auf diese Weise werden Sie, mein Freund, den Solon am Hofe des Krösus sehen, den Plato, wie er einen zornigen Menschen bestraft, (Sie wissen, daß er es selbst war) die Panthea des Xenofon, wie sie dem Araspes, mit der unverstellten Miene der Unschuld, in welcher sich ein Mitleiden ausdrückt, das mit Verachtung nüansiert ist, seine unedle Liebe verweiset; den Perikles, wie es voll Gemüthsruhe und mit der Majestät, die ihm den Nahmen Olympius verdiente, die Wuth des aufgebrachten Volks stillet, und ihre dräuenden Mienen zusehends erheitert; es ist, als ob sie fühlten, daß sein Genius Gewalt über den ihrigen hat. — Mit dergleichen Schildereyen ist eine große wohlerleuchtete Galerie auf beyden Seiten behangen. Einen andern geraumen Saal hat eben dieser Meister mit andern moralischen Geschichten angefüllet, deren jede eine Situazion ausdrückt, die auch einem Dichter

zu mahlen schwer wäre. Hier habe ich vornemlich die Vorstellung des wollüstigen Jünglings bewundert, der durch die Beredsamkeit des alten Xenokrates, eines Schülers des Plato, fast in einem Augenblick zu einem neuen Menschen gemacht wurde. Man sieht, wie die Empfindungen der Scham seinen Geist aus dem sinnlichen Schlummer erwecken, wie er große Entschließungen faßt, wie er mit Verachtung auf sein voriges Selbst zurück sieht, und ganz erstaunt ist, daß er die Tugend, die er jetzt so schön findet, nicht eher gekannt habe. In einem andern ist der weise Kaiser von China, Yao abgebildet, wie er, auf Anrathen eines redlichen Ministers, den klugen und rechtschaffnen Chun, ob er gleich nur ein Landmann war, zum Mitregenten macht. Die Majestät eines Vaters vieler Völker ist in der Person des Kaisers, und eine unverstellte Tugend in dem Angesicht des Chun aufs glücklichste ausgedrückt. Der letztere scheinet mehr bekümmert als erfreut zu seyn, da er ein so wichtiges Geschäft übernehmen soll, für ganze Provinzen zu sorgen; doch sind in seiner nachdenkenden Miene etliche Züge, die ein mit Erstannen vermischtes Vergnügen ausdrücken, als ob er über dem Gedanken*, eine weitere Sfäre zum Wohlthun zu bekommen, alle Sorgen aus dem Gesicht verliere. —

Ich bin erfreut, sagte ich, daß Aspasia eine Idee, die mir schon oft vorschwebte, wirklich ausgeführt hat. Wie viel Vortheil könnte die menschliche Gesellschaft davon haben, wenn viele Liebhaber der Mahlerey einen so gesunden Geschmack hätten wie Aspasia! Denn ich sehe wohl daß die Begierde, zu gefallen, die Künstler immer verleiten wird, wofern

sich nicht der Geschmack der Leute bessert, denen sie gefallen wollen.

Ich bin völlig Ihrer Meinung, fuhr Nicias fort, was die Anwendung der schönen Künste betrifft. Gefallen, soll niemahls der Hauptzweck seyn, am allerwenigsten der einzige seyn. Auf eine gefällige Art nützlich seyn, ist das allgemeine Gesetz der schönen Künste. Niemand zweifelt an den guten Wirkungen eines Gedichtes, in welchem die Tugend in Beyspielen sichtbar wird. 1) Ein Gemählde, welches ein solches Beyspiel darstellt, muß ähnliche Wirkungen thun. Wenn ich in der Galerie der Aspasia bin, glaube ich in einer majestätischen Versammlung der tugendhaftesten Menschen zu seyn; ihre Bilder machen

1) Diese Materie, worüber der Verf. damahls noch wie Bodmer dachte, ist seitdem durch schärfere und nicht so persönlich dabey betroffene Denker in das gehörige Licht gesetzt worden. Ein Gedicht, in welchem die Tugend in Beyspielen sichtbar wird, kann auf zweyerley Art gute Wirkungen (wie es hier genennt wird) thun: entweder durch die bloße Kraft der Beyspiele selbst, und in diesem Falle kommt nichts auf die Rechnung des Dichters als die Wahl seines Stoffes, durch welche allein er weder ein Dichter, noch ein vortrefflicher Dichter wird; oder durch den Reitz der Dichtkunst, d. i. die Schönheit des Gedichtes an sich selbst, und diese ist von der Wahl des Stoffes und der sittlichen Güte oder Nützlichkeit derselben unabhängig. Ein Kunstwerk hat, als solches, seinen Zweck in sich selbst; es verdient diesen Nahmen nur, oder ist nur alsdann, was es seiner Natur nach seyn soll, wenn es schön ist; ob und in wiefern es auch nützlich seyn soll, wird durch ein anderes Gesetz bestimmt, von welchem zwar der Gebrauch der Kunst, aber nicht die Kunst selbst abhängt.

die gleichen Eindrücke, obgleich schwächer, die ihre lebende Gegenwart machen würde; und indem ich mich bey der Betrachtung eines einzelnen Stücks verweile, entwickeln sich eine Menge von Empfindungen und Gedanken, welche die Vorstellung des Mahlers ergänzen, und, mit derselben zusammen genommen, einen stärkern Effekt machen, als irgend eine Poesie allein zu thun vermögend wäre. Ich bin der Meinung, daß eine Sittenlehre in allegorischen Gemählden, nach der Idee, die Shaftesbury in seinem Briefe über die Wahl des Herkules davon giebt, ein vortreffliches Mittel wäre, den Geschmack und das Herz der Jugend zu bilden. 2)

Aber wir haben jetzt keine Zeit, uns auf diese Nebenzweige meiner Erzählung heraus zu lassen. Ich muß Ihnen nur noch sagen, daß Theages auch ein Apelles ist, ein eigentlicher Apelles, der in allem dem, was das Wort Grazie bezeichnet, wie jener Griechische Corregio, ganz eigen und unvergleichlich ist. Er hat dieß nirgends besser zeigen können als in einem Gemählde, welches die Grazien selbst vorstellt, und die schönste Zierde des Kabinets der Gräfinn ist. Die Erfindung ist so geistreich, als die Ausführung bewundernswürdig. Es scheinet, der filosofische Mahler habe seine Idee völlig erhaschet, und den Cicero widerlegt, der es für unmöglich hält, das Bild von der Vollkommenheit, welches einem arbei-

2) Um diesen Zweck erreichen zu können, müßten solche Gemählde in einem ungewöhnlichen Grade vollkommen seyn; bedürften gleichwohl eines sehr scharfsinnigen Sokratischen Mentors zum Auslegen, und würden — am Ende doch nur wenig Frucht bringen.

tenden Dichter, Mahler oder Bildhauer vor dem Gemüthe schwebt, in seiner ganzen Schönheit außer sich hervor zu bringen. Diese Grazien geben sich beym ersten Anblick durch die nahmenlose Empfindung zu erkennen, welche die bescheidne Anmuth in Seelen von zartem Gefühl zu erregen pflegt. Sie sind ganz blühend, ganz Leben, ganz Seele und Geist. Die aufrichtigste Unschuld, und eine naive Güte, der man sein Herz nicht versagen kann, athmet in ihren Mienen. Ein sanftwallendes Gewand (man glaubt, es wallen zu sehen) umschattet, gleich einer leichten Silberwolke, ihre keusche Schönheit, und erhöhet den Eindruck derselben unendlich weit über die unreservierten Venusbilder, welche alle ihre Reitzungen so wohlfeil auskramen, daß sie nichts zu errathen übrig lassen. Eine jede dieser Grazien drückt etwas Eignes aus. Die eine scheint die Freudigkeit der jugendlichen Unschuld abzubilden; sie gleicht in ihrer ganzen Person einer frischen Rose, die sich in der Morgendämmerung zu öffnen anfängt, und lächelt dem Frühling, der rings um sie aufblüht, mit heitern Blicken entgegen. Eine andre stellt die Sittsamkeit vor. Die Farbe, welche an Anmuth alle andre Farben in der Natur übertrifft, die holdselige Röthe, die durch eine Vergleichung mit der Rosenfarbe verdunkelt würde, tuscht ihre sanften Wangen auf eine so feine Art, daß man fast böse auf den Künstler werden möchte, daß er so kühn gewesen, der Natur so genau nachzuahmen, da er nicht fähig war, ihr das Wenige zu geben, was ihr noch zum Leben zu fehlen scheint. Ihre Miene drückt die Empfindung einer innerlichen Würde aus, welche ihr immer leise zulispelt, nichts zu thun

oder zu leiden, was dieselbe verdunkeln könnte. Die dritte lächelt uns mit einer so sanften und offenherzigen Güte an, und es ist etwas so Aufrichtiges und Anziehendes in ihrem Lächeln, daß ich keinen Nahmen für das, was sie ausdrückt, finden kann. So, glaube ich, hat Klarissa Harlowe allen gelächelt, in denen sie Züge des göttlichen Bildes erblickte, allen Tugendhaften, allen, die Trost oder Aufmunterung nöthig hatten, aber keinem Lovelace. Vergeben Sie mir, daß ich so viel von diesen Bildern schwatzte; ich habe mich Stunden lang bey ihnen verweilt, ohne mich satt zu sehen. Ich nenne sie die moralischen Grazien. Guido Reni hätte sie vielleicht auch mahlen können, aber nur Theages konnte sie denken.

Aspasia war sehr vergnügt über den Eindruck, den die Grazien auf mich machten. „Diese verdienen, sagte sie, eigentlich den Nahmen des Wiederscheins der innerlichen Güte einer menschlichen Seele; ohne sie ist Schönheit ein lebloses unvollendetes Bild; durch sie ist auch ein verwelktes Angesicht lieblich. Die wenigsten von unsern Schönen wissen etwas von diesen Grazien, und die wenigsten Liebhaber haben Augen und ein Herz für sie. Würde Thomsons Lavinia den Beyfall unsers Weltalters erhalten? Ich will gütig seyn, und vielleicht sagen. Aber wo sollen wir sie finden, um die Probe zu machen? Und doch sind diese Annehmlichkeiten, die uns zu Bildern der Engel machen könnten, in der Anlage der weiblichen Natur. Aber sie werden von Zwang, von Affektation, von Leidenschaften ausgelöscht. Lehrt man uns das, was wir seyn sollen? Man überläßt eine Natur,

die

die der sorgfältigsten Pflege bedarf, sich selbst und dem Zufall; und dann künstelt man, wenn wir schon verdorben sind, so lang an uns, bis wir uns selbst nicht mehr ähnlich sehen. Glauben Sie mir, Nicias, ich habe die liebenswürdigsten Kinder gesehen, die anmuthigsten Gesichter, aus welchen eine Seele lächelte, die jeder moralischen Schönheit fähig war, und in weniger als funfzehn Jahren waren sie — in eine Gattung hübscher Affen ausgeartet. Das vermag unsre Erziehung! Aber sie werden bald ein Geschöpf sehen, welches das Urbild aller dieser Grazien ist, und an welchem sich zeigt, was eine Erziehung, die nach den Winken der Natur eingerichtet ist, vermag." Reden Sie im Ernst, Aspasia? Reden Sie von einem wirklich lebenden Geschöpfe? fragte ich ganz hitzig; wo ist sie? wie haben Sie mir eine solche Seltenheit so lange mißgönnen können, da Sie mich inzwischen bey todten Nachahmungen aufhalten? — Ich hätte fast Lust, versetzte sie, mich mit Ihrer hitzigen neugierigen Ungeduld lustig zu machen. Aber ich kann nicht unbillig seyn und Ihnen verdenken, daß Ihre Seele so schnell von gemahlten Grazien wegflattert, sobald sie von einem wirklichen Original derselben höret. Haben Sie nur Geduld, und sehen Sie inzwischen diese Schattenbilder an, bis wir etwann ein Mahl die Nymfe oder Sylfide, welcher Sie nachgeahmt sind, an einem schattigten Brunnen schlafen finden, oder aus einer goldenen Abendwolke, von Zefyren getragen, herabsteigen sehen. — Hiermit mußte ich mich begnügen, (fuhr Nicias fort) und ich konnte weiter nichts aus ihr herausbringen, so sehr ich auch bat. Rathen Sie, ob ich nicht wieder zu meinem Gemählde zurück ge-

kehrt sey, und es mit einem neuen Vergnügen, mit scharfsichtigern Blicken, und mit geheimen Wünschen angegaffet habe.

Sie haben mich, lieber Nicias (sagte ich) beynahe eben so neugierig und ungeduldig gemacht, wie Sie es damahls waren. Ich will mich aber selbst zur gelassenen Erwartung anhalten. Meine Seele arbeitet noch, diese liebenswürdigen Grazien ihrem Platonischen Erfinder nachzumahlen. Mich dünkt jetzt, ich erblicke darin schon so viel, daß ich die ersten Züge von dem Charakter Ihres Theages machen könnte. Ich weißage mir schon, obgleich nur in einer angenehmen Verwirrung unentwickelter Ideen, wie Theages von Schönheit und Liebe reden wird. Er wird nur die Natur, die unverdorbene Natur, schön nennen, und seine Liebe wird Tugend seyn, die Tugend in ihrer eignen Gestalt; denn die meisten Sittenlehrer haben sie uns übel zugerichtet.

Sie haben glücklich gerathen, sagte Nicias, wie Sie hören werden, wenn Sie mich jetzt mit Aspasien zu ihrem Bruder begleiten. Theages hatte uns wissen lassen, daß ihm unser Besuch angenehm seyn würde. Wir machten uns an einem schönen Abend auf den Weg, und fuhren über eine Stunde durch eine Allee von Linden und Kastanienbäumen, welche uns endlich in eine Gegend brachte, die einer anmuthigen Wildniß gleich sah. Sie ist an eine Wand von hohen Felsen angelehnt, und auf beyden Seiten mit Hügeln und Gehölzen umgeben. Überall herrschet eine Miene des Alterthums, die etwas Festliches und Ehrwürdiges hat. Eine sanfte Anhöhe ließ uns in eine geraume Ebne hinab, welche, ohne einige Spuren von

Kunst zu verrathen, einem selbstgewachsenen Paradies gleich sieht. Hier kam uns Theages ganz allein entgegen. Ich konnte mich nicht mehr erinnern, ihn jemahls gesehen zu haben. Dieses machte, daß ich ihn mit einer Art von angenehmer Erstaunung ansah, als ob ich unverhofft einen Verwandten gefunden hätte, der mein Freund hätte seyn müssen, wenn wir einander gleich ganz fremd gewesen wären. Ich habe nie eine sanftere Leutseligkeit mit so viel Hoheit und so schönen Zügen des ernsten Tiefsinns untermischt gesehen, als auf seinem Gesicht. Er schien über mich vergnügt, und betrachtete mich von Zeit zu Zeit mit großer Aufmerksamkeit. Unsre Gefühle leiteten uns unvermerkt auf die Schönheit der einfältigen Natur, welche in einer reitzenden Nachlässigkeit vor uns ausgebreitet lag:

Um und um lagen die Hügel in lieblicher Abenddämmrung,
Gleich als wären sie neuerschaffen, und blühend wie Eden.

Theages sagte uns, daß er sich nie geistiger und zum Denken aufgelegter finde als in den Spaziergängen, die er an jedem heitern Tag, zur Zeit der Morgen- und Abendröthe, auf den umherverbreiteten Hügeln anstelle. Weil aber sein Vergnügen mangelhaft seyn würde, wenn er nicht einen jeden schönen Gedanken, der ihm begegnet, eine jede Quelle von Betrachtungen oder frohen Empfindungen, die er aufgespürt, mit jemand theilen könnte, so nehme er entweder seine Pasithea mit, oder wenn er allein sey, lade er die Unsichtbaren zu seiner Freude ein, und bespreche sich, wiewohl in keiner bekannten Sprache, mit den ätherischen Geistern, welche unbemerkt um die Menschen schweben, und mit denen es, seiner

Meinung nach, möglich sey, ein gewisses Verständniß zu unterhalten.

Ich war gesinnt, ihn um eine Erklärung über diesen sonderbaren Artikel zu bitten. Wir waren indessen an den Eingang der Einsiedeley gekommen, wo sich Theages in den schönen Monaten des Jahrs aufzuhalten pflegt. Diese seltsame Wohnung ist ein pyramidalischer Felsen, der in viele Gemächer und Säle ausgehauen ist. Man steiget durch eine breite steinerne Treppe zuerst in einen geraumen Saal, der an jeder Seite ein Kabinet hat, welche ohne Spiegel, ohne die kostbaren Meubeln, die man in den Zimmern der Reichen zu sehen gewohnt ist, auf eine sehr angenehme Art mit Gemählden aus allen Reichen der Natur, und mit wirklichen Naturalien ausgeschmückt sind. Aus diesem Stocke steigt man in einen höhern, wo die gewöhnlichen Wohnzimmer des Theages und seiner jungen Tochter sind. Die Spitze der Pyramide ist eine Grotte, aus allerley Arten von Minern, Krystallen und Muschelwerken zusammen gesetzt. Allenthalben sprudelt Wasser aus den Ritzen des Kristalls und den Muscheln hervor, welches sich zuletzt an einem verdeckten Ort sammelt, und aus der Urne einer marmornen Nymfe sich von der linken Seite des Felsens in einen gepflasterten Teich stürzt, der von Schwanen bewohnt wird.

Theages, der von Jugend an einen besondern Geschmack an der Einsamkeit und dem betrachtenden Leben hatte, und immer ein Verächter prächtiger und gekünstelter Vergnügungen gewesen war, hat sich seit dem Tod einer geliebten Gemahlinn diese Gegend ausgewählt, um daselbst, in einer zu seinen Absichten be-

quemen Einsamkeit, die einzige Tochter, die ihm von seiner Geliebten übrig war, nach einem Plan zu erziehen, den er der Natur selbst abgelernt hat. Er fürchtete sich nicht, daß sie menschenfeindlich und leutscheu seyn möchte, wenn er sie künftig in einem reifern Alter nach und nach in die Gesellschaft einführen würde. Eine der Natur gemäß gebildete Seele ist lauter Güte, Aufrichtigkeit und Liebe; und wenn sie in dem, was ihre jetzigen und künftigen Verhältnisse mit sich bringen, unterwiesen ist, so mangelt ihr nur noch eine gewisse Weltklugheit, ohne welche freylich auch das beste Herz und der aufgeklärteste Geist, zur Schmach dieser seltsamen Geschöpfe, die man Menschen nennt, nicht ruhig unter ihnen leben könnte. Aber diese politische Tugend, die im wahren Stand der Natur keinen Platz hätte, läßt sich am bequemsten lernen, wenn die nöthigere Arbeit schon gethan ist, und die Grundsätze, durch welche der Mensch seine wahre Gestalt, Symmetrie und Vollkommenheit erhält, schon eingewurzelt und Gewohnheit worden sind. Ich bin nachher völlig überzeugt worden, daß die Methode des Theages, seine Tochter zu erziehen, so seltsam sie ist, seinem Zweck entsprochen hat. Wir wollen aber alles was dahin gehört, auf eine andere Gelegenheit verweisen. Ich mußte jetzt nur Erwähnung davon thun, damit Sie nicht den Theages für einen fantastischern Menschen ansehen möchten, als er in der That ist.

Ich gestehe Ihnen, sagte ich, daß ich noch nicht mit Ihrem Theages zufrieden wäre, so ein vollkommner Platonist er auch seyn möchte; wenn Sie mir nicht sagen könnten, daß er seine innerliche Vortrefflichkeit in einem derselben angemessenen Kreise von

Thätigkeit offenbarete. Denn große Geister sind, nach meinem Begriff, den Sonnen ähnlich, von denen die Welt Licht und segensvolle Einflüsse zu erwarten berechtiget ist. Ich stoße mich nie an dem Ungewöhnlichen. Sein Geschmack an dem einsamen Leben, seine romantische Wildniß, seine Grotten und seine geheimen Verbindungen mit den Bewohnern des Äthers, fallen, an sich selbst betrachtet, so wenig in eine vernünftige Censur, als die Farbe der Kleider, die er trägt, die Speisen, die er vorzüglich liebt, oder die Melodien, die ihm am angenehmsten sind. Es muß einem jeden erlaubt seyn, mehr Geschmack an dem Sausen eines vom Winde bewegten Tannenwaldes, als an dem Gerassel der Karossen zu finden, lieber Kräuter und Blumen, als einbalsamierte Stutzer zu riechen, und den Waldgesang einer Grasmücke dem künstlichen Gesang einer Astroa vorzuziehen. Kein Sittenrichter, kein Sokrates, darf mich zur Rede stellen, wenn mein Auge sich mit größerm Vergnügen bey der sanftern Schönheit einer Blonden, als bey den lebhaftern Reitzen einer Brünetten verweilet; aber er dürfte es, wenn ich so viel Geschmack an irgend einem Frauenzimmer fände, sie möchte nun blaue oder schwarze, oder gar Augen von allen Farben haben, wie die vergötterte Hortensia des St. Evremont, daß ich meine übrigen Verhältnisse darüber versäumte. Und dieß ist es eigentlich, worin ich ihren Theages kennen möchte. Die Gesellschaft hat Ansprüche an jedes ihrer Mitglieder. Diese müssen dem eignen und persönlichen Geschmack nicht aufgeopfert werden, ob sie gleich eine gewisse Farbe von ihm bekommen mögen. Oder wäre es billig, bey lebendigem

Leibe die Menschen zu verlassen, um mit Sylfen und Sylfiden Umgang zu pflegen?

Ich verstehe Sie, sagte Nicias. Sie wollen meinem Filosofen nicht erlauben, nur ein Einsiedler zu seyn. Sie werden hören, daß sein ganzes System auf unmittelbare Verbindung der Ideen mit der Ausübung hinauslauft. Und ich kenne keinen Filosofen, dessen Leben allein so hinlänglich wäre, sein System bekannt zu machen, als den Theages. Meinen Sie denn nicht, daß er der Welt einen wichtigen Dienst thue, wenn er ihr eine Klarissa oder Henriette Byron erzieht? Mit welch einer Schönheit vermehrt er die Welt! Wie viel moralisches Gutes wird eine solche Person in die menschliche Gesellschaft bringen! Wie viel wird ihr Beyspiel wirken! Ist es zuviel, wenn ich sage, daß derjenige, der eine Klarissa gebildet hat, sich Menschen und Engel verbindlich macht? Denn muß es nicht eine der größten Glückseligkeiten seyn, ihr Gemahl, ihr Sohn, ihr Freund, oder ihr Schutzgeist zu seyn?

Ohne Zweifel versetzte ich. Aber erlauben Sie mir doch zu sagen, daß es zwar für die vortrefflichste Frauensperson genug gethan wäre, wenn sie der Welt eine Klarissa nachgelassen hätte, aber daß wir mit Recht mehr von einem Manne fordern. Denn worauf gründen sich die Vorzüge, die wir vor dem andern Geschlecht behaupten, als auf einen weitern Umkreis unserer Geschäftigkeit, und eine allgemeinere Beziehung auf das Ganze? Oder wozu soll sonst die ausgebreitete und aufgeklärte Erkenntniß, und diese Stärke des Gemüths, deren wir uns rühmen, und

die uns in den engen Grenzen eines einsamen und spekulativen Lebens wenig nöthig ist?

Glauben Sie nicht, sagte Nicias, daß diejenigen unter die größten Geister gehören, welche, ohne Geräusch zu machen, und ich möchte fast sagen unsichtbar und ungemerkt, gleich den guten Engeln, das Gute aus Neigung befördern, ohne daß sie nach dem Ruhm schnappen, der schon manche kleine Seele aufgeschwellt, und zu Thaten veranlaßt hat, die man in Absicht ihrer Folgen gut heißen kann, ob sie es gleich nicht wegen des Beweggrundes gewesen sind? Ich kenne den Theages als einen solchen verborgenen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Ich will jetzt nicht von der schönen Ordnung sagen, die er in der Verwaltung seiner ansehnlichen Ländereyen gemacht hat, von seiner Leutseligkeit gegen seine Unterthanen, welche er in eine so gute Verfassung gesetzt hat, daß er selten Gelegenheit hat, sie durch Wohlthaten zu verbinden, von seiner Sorgfalt, ihnen weise Lehrer zu geben, welche die Kunst verstehen, auf eine Sokratische Art Thiere mit menschlichen Fähigkeiten zu wirklichen Menschen zu bilden. Alles dieß hat er schon vor langer Zeit auf solche Weise angeordnet, daß es ihm jetzt keine Mühe macht, es zu unterhalten. Er hat verschiedene geschickte Künstler an sich gezogen, und auf eine vortheilhafte Art in seinen Herrschaften gesetzt. Er hat jungen Leuten, denen nichts als eine unverschuldete Dürftigkeit im Wege stand, sich hervor zu thun, auf seine Kosten Gelegenheit verschafft, sich in demjenigen, wozu sie das meiste Geschick hatten, vollkommen zu machen. Tugend und Fleiß sind seiner belohnenden Aufmerksamkeit gewiß. — Ich sehe in

Ihrer Miene, mein Freund, daß Sie einen solchen Eremiten bewundern. Aber das ist noch nicht alles. Er hat ehemahls auf Reisen mit jungen Leuten von Stand und vorzüglicher Hoffnung in verschiedenen Ländern eine genaue Bekanntschaft errichtet; er unterhält dieselbe durch Briefe; er nimmt in Geheim an allen ihren Unternehmungen Theil, und viele edle Thaten sind ursprünglich seine Eingebungen gewesen. Dieß ist etwas von dem, was Theages thut, welcher so schön denken und reden kann. Vielleicht kann Ihnen dieses Beyspiel dazu dienen, daß Sie nicht allzueilfertig über Leute urtheilen, die in einer gewissen Entfernung weniger scheinen, als sie sind. Einige schimmern weit umher, und blenden und rasseln mit ihren Thaten; die besten sind vielleicht diejenigen, deren schönste Seite nur sehr wenigen bekannt wird, weil sie, ohne Absicht auf Vortheil oder Ruhm, ihre Lust daran finden, das Gute zu befördern, und das bey tausend Gelegenheiten, die andere entwischen lassen, und auf eine Art, die nicht in die Augen fällt. Vielleicht hat es mit der moralischen Schönheit die gleiche Bewandtniß wie mit derjenigen, welche unsern Mädchen den Spiegel so beliebt macht. Eine Schönheit, die beym ersten Anblick außer sich setzt, und dem Herzen, so zu sagen, Gewalt thun will, macht selten dauerhafte Eindrücke; sanfte Züge und sittsame Annehmlichkeiten, die sich erst nach und nach entdecken, nehmen langsamer ein, und gefallen immer. Ich weiß, daß Ihnen jetzt Theages größer vorkommen wird, als alle seine kriegerischen und politischen Ahnen, ob er selbst gleich weder Lorbern noch Ordensbänder aufzuweisen hat.

Ich bezeugte ihm, wie Sie leicht erachten können, daß ich den Theages verehre, und nichts mehr von ihm zu fordern habe. Ich finde in der That, daß wir sehr geneigt sind, von andern viel zu fordern, damit wir selbst desto weniger thun müssen. Aber wie wird es uns andern gehen, wenn von uns nur der vierte Theil von dem, was dieser sonderbare Einsiedler thut, verlangt werden sollte?

Wir kamen nunmehr in den Gleis unserer Erzählung zurück. Theages, so fuhr mein Freund fort, zeigte uns, weil es noch heiter genug war, seine Felsenwohnung, deren hintre Seite mit großer Arbeit ausgebrochen und zu einem Garten geebnet ist, wo er Blumen und fremde Gewächse zieht, die alle von seiner eignen Hand gepfleget werden. Er hat dieses Werk durch eine Anzahl starker Leute verrichten lassen, die er in seinem Gebiet müßig fand, und durch diese Probe zur Arbeit angewöhnen wollte, bis er etwas anders für sie ausgefunden hätte. Über der Tafel machte ich eine neue Beobachtung. Theages hat nur die unentbehrlichste Bedienung in seiner Einsiedeley, und diese bestehet aus lauter stummen Personen. Die Ursache dieser Seltsamkeit erfuhr ich nachher, da mir Theages erzählte, wie er seine Tochter erzogen habe, welche sich eben itzt auf einem benachbarten kleinen Gut einer Frau von sehr vorzüglichen Verdiensten befand, die mit zwey wohlerzogenen Töchtern daselbst ein glückliches und mit Wohlthun beschäftigtes Leben führt. Diese gottselige Dame und die Gräfinn Aspasia sind die einzigen, denen Theages seine Tochter zuweilen anvertraut, bis er es gut finden wird, sie nach und nach in einem größern Zirkel bekannt zu machen. Wir drey machten also die

ganze Gesellschaft aus. Die Gräfinn machte sich nach ihrer Gewohnheit über sein Einsiedler-Leben lustig, und sagte, daß sie einer Filosofie nicht recht traue, die nicht herzhaft genug sey, sich mitten in der großen Welt zu behaupten. Ich sagte ihr: Daß das, was sie einen Mangel an Herzhaftigkeit nenne, vielleicht eben eine Wirkung der wahren Filosofie sey, welche nicht mache, daß man nichts fürchte, sondern daß man nur das fürchte, was wirklich fürchterlich ist. Ich kann nicht sagen, versetzte Theages, daß irgend ein Mißtrauen gegen die Stärke richtiger Grundsätze, und gegen mein eignes nicht ungeprüftes Herz mich gewisser Maßen von der Welt entfernt habe. Es ist vielmehr, außer einer noch höhern Absicht, ein besonderer Geschmack, dem ich ohne Versäumung meiner Pflichten folgen zu können glaubte. Ich bin nie Stoiker gewesen, und glaube nicht, daß ich in allen Umständen gleich glücklich seyn könnte. Ich habe diese Lage ausgewählt, weil sie sich zu meinen Ideen am besten schickt; und ich bin gar nicht ungeneigt, Ihnen, mein Herr, diese Ideen zur Prüfung vorzulegen. Ohne Zweifel würde das die beste Erklärung über meine Lebensart seyn, die Ihnen eigensinniger vorkommen mag, als sie in der That ist.

Ich sagte ihm, daß das Wunderbare und Ungewöhnliche, mit einem Anschein des Guten verbunden, allezeit etwas Anziehendes für mich gehabt habe, und daß meine Seele sich voll Verlangen seinen Reden eröffnen werde, wenn es ihm gefallen wollte, eine so gütig erweckte Hoffnung zu erfüllen.

Erlauben Sie mir, fuhr Theages fort, einige Schritte mit Ihnen in die Jahre zurück zu thun, da meine Seele anfing, sich selbst für einen wichtigen

Gegenstand ihrer Gedanken zu halten. Dieses geschah erst, nachdem sie eine Art von Streiferey durch die ganze Welt der Geschöpfe, denen sie sich am ähnlichsten fand, gethan hatte. Die Anmerkungen, die sie auf dieser Reise machte, waren ihr zu den Betrachtungen nöthig, die sie bey ihrer Rückkehr in sich selbst anstellte. Hier that sie, in einer feyerlichen Stille, die Frage an sich selbst: Was ist denn das Letzte, was alle diese Menschen, die ich in so großer Bewegung gesehen habe, suchen? Ohne Zweifel ist es die Glückseligkeit, die man gewiß nicht mehr, als sie es verdient, sucht. Eine Menge mannigfaltiger Empfindungen hat mich gelehrt, was Vergnügen ist. Aber ich habe keine Erfahrung von einem zusammenhängenden Zustande von Vergnügen, von dem ich mir gleichwohl eine Vorstellung machen kann. „Ein heiteres Vergnügen, ein mäßiges Vergnügen, ein Vergnügen ohne Scham oder Reue, ein Vergnügen, das immer in meiner Gewalt wäre," ein solches fehlt mir, und ehe ich das besitze, werd' ich mir die ekelhaften Gespenster, die man Schmerzen, Sorgen, Reue, Überdruß nennt, nie vom Halse schaffen können. Ich begreife nicht, daß meine Seele geschickt seyn sollte, ein Bild der Glückseligkeit zu erfinden, welches nur dazu dienen müßte, ihres Unvermögens zu spotten, und sie mit einer mehr als Tantalischen Qual durch den Anblick eines unmöglichen Gutes zu martern, welches sie immer umsonst zu besitzen wünschte. Tausend Begierden, das empfinde ich, flattern um alle Gegenstände die mir vorkommen, herum, und suchen dieses gewisse und bleibende Vergnügen. Diese Begierden können nicht

bestimmt seyn, immer zu flattern, immer nach Luft zu schnappen. „Es ist also möglich, die Glückseligkeit zu finden, deren Besitz sie zufrieden stellen wird."

Diesen Satz nahm ich für eben so gewiß an, als einen andern, „daß es die allerwichtigste und nächste Angelegenheit des Menschen sey, sich glücklich zu machen." Aber eben so gewiß fand ich, „daß es eine schwere Kunst seyn müsse, glückselig zu werden," weil ich den größten Haufen des menschlichen Geschlechts vergeblich nach diesem Ziel rennen sah. Es begegneten ihnen wohl ganze Schwärme von Freuden, die von fern wie Glückseligkeit aussahen, und von den Meisten auch dafür gehalten wurden. Aber diese Freuden hatten alle die schlimme Eigenschaft der Statuen des Dädalus; sie liefen davon, ehe man sichs versah, und das, was ich suchte, sollte beständig und zuverlässig seyn. Überdem waren mir die obgemeldten Gespenster, von denen ich alle Welt geplagt sah, ein sichres Zeichen, daß da, wo sie wären, keine Glückseligkeit seyn könnte.

Ich fand aber bald, daß die Anmerkung, die ich auf meiner Streiferey gemacht hatte, vielleicht einen andern Grund als eine Schwierigkeit, die in dem Gegenstand selbst läge, haben könnte. — Die Stimme der ganzen Natur, die mir Gott offenbarte, brachte mich unmittelbar auf den Gedanken: „in einer Welt, wo Gott gleichsam die Seele ist, müsse die Glückseligkeit für einen jeden, dem die Natur ein Recht gegeben sie zu verlangen, weder schwer zu erwerben noch weit zu suchen seyn." Vielleicht, dachte ich, ist es eben die Leichtigkeit glücklich zu werden, was den Menschen hinderlich ist. Vielleicht verführt sie ihre angeborne

Neigung zum Glänzenden, zum Wunderbaren und Seltsamen. Den Meisten ist vielleicht die Einbildung, daß dasjenige, was sie glücklich machen werde, in die äußerlichen Sinne fallen müsse, im Wege. Ein Vorurtheil, welches sie verachten würden, wenn sie überzeugt wären, daß ihr Geist, ihre Seele, das denkende Wesen in ihnen ganz allein und eigentlich Sie selbst sey."

Dieser letzte Satz hatte mich sehr früh außerordentlich gerührt und nachdenken gemacht, da ich ihn zuerst im Cicero las. Ich untersuchte ihn, so scharf ich konnte, und befand ihn wahr. Daher nahm ich als ungezweifelt an: „daß alle die Sachen, denen die Meisten den größten Werth beylegen, sinnliche Ergetzungen, Reichthum, Pracht, Ansehen, Gewalt, so lange gänzlich bey Seite gesetzt werden, und in keine Betrachtung kommen müßten, bis ich mich desjenigen, was mein wahres Selbst glücklich machte, versichert hätte." Alle diese flüchtigen Objecte, die nur gleichsam die Oberfläche der Seele auf eine angenehme Weise berühren, die nur das Thier in eine zückende Bewegung von Freude setzen, aber nicht den Geist vergnügen, scheinen mir zu der Absicht, wozu sie von den Meisten gesucht und gebraucht werden, nicht das Geringste werth zu seyn.

Das, was ich aus allen diesen Betrachtungen folgerte, war dieses: daß ich mir vornahm, „die Kunst, glückselig zu seyn, auf die ernsthafteste Weise zu studieren." Hierin entfernte ich mich gänzlich von dem gemeinen Wege. Bey allem diesem unruhigen Verlangen nach Glückseligkeit wendet fast niemand Zeit und Ernst auf eine gründliche Untersuchung dessen,

was glücklich macht; aller Eifer wird auf die Erwerbung gewisser vermeinter Güter gewandt; aber zu untersuchen, ob diese Güter wirklich glückselig machen, dieses hält man für eine unnöthige Mühe. Welche widersinnige Geschöpfe sind diese Menschen, die sich vernünftige Wesen nennen!

Ich beschloß, in dieser Bemühung die Weisesten zu Hülfe zu nehmen. Ich ging von einem Filosofen zum andern, und fand, daß die meisten sich diese wichtige Sache nicht so angelegen seyn lassen, wie sie das Ansehen haben wollen; es schien mir, als ob sie im Arme der eingebildeten pöbelhaften Glückseligkeit von der wahren nur träumten. Ich will Sie jetzo nicht in die besondern Umstände meiner Untersuchung verwickeln. Es mag genug seyn, wenn ich sage, daß ich eine vorzügliche Neigung zu der Stoa gewann, welche mehr als irgend eine Schule der alten Filosofen mit Ernst sich um die Wissenschaft der Glückseligkeit bekümmert hat.

Ihr vornehmster Grundsatz, „lebe der Natur gemäß," schien mir schon beym ersten Anblick die ganze Auflösung meiner Aufgabe zu enthalten. Es war nicht schwer, mich in diesem Gedanken bis zur völligen Gewißheit zu bestärken. Die Natur ist das, was uns fähig macht, den Endzweck unsers Daseyns zu erfüllen; der Endzweck unsers Daseyns ist eben das, was ich Glückseligkeit genennt habe; man muß also der Natur gemäß leben, um glückselig zu seyn.

Die Stoiker beweisen hierauf, „daß Tugend die Vollkommenheit unsrer Natur sey, daß kein Mensch auf dem Erdboden lebe, der nicht, wann er die Natur zur Führerinn nehme, zur Tugend gelangen könne;

und daß der Tugend zu einer vollständigen Glückseligkeit nichts fehle." Keine unter allen Sekten der Weisen hat sich mehr Mühe gegeben, die Natur dessen, was recht oder unrecht, anständig oder unanständig ist, zu erforschen. Keine hat die Leidenschaften, welche sie für das größte Hinderniß der Tugend ansehen, genauer ausgeforschet. Keine hat den Weisen und Tugendhaften mit prächtigern Farben geschildert. Ihr weiser Mann ist nicht Ein Mahl minder als Gott; ja Seneka hat sogar das Herz, ihn über Gott hinaufzusetzen.

Aber eben dieses zeigte mir die schwache Seite dieser schwülstigen Sittenlehrer. Sie mahlen die Tugend in kolossalischer Größe und mit einem göttlichen Glanz umgeben; aber sie sind nirgends schwächer, als wenn sie zeigen sollen: wie man sein Gemüth in eine Verfassung setzen müsse, in welcher es uns leicht und natürlich ist, jede Tugend auszuüben." Ich merkte bald, daß einer von ihren vornehmsten Sätzen, „daß man alle seine Güter in sich selbst suchen müsse," sehr weit von der Natur abweiche, und daß Selbstgenügsamkeit nur in Gott möglich sey. Eben so wenig konnte ich die Unterdrückung des sinnlichen Theils unsers Wesens mit der Natur reimen. Ein Mensch, der ganz Vernunft, ganz Geist, ganz Gedanke ist, ist zwar ein stoischer Mensch in einer stoischen Welt; in der wahren Welt aber giebt es keine andern Menschen, als (wie unser Haller sagt) Mitteldinge von Engeln und von Vieh.

Ich fand also die stoische Filosofie gar nicht den Schönheiten ähnlich, welche desto mehr gewinnen, je länger man sie betrachtet. Ich verließ diese geschminkte, in sich selbst verliebte Dame, und schwärmte einige

Zeit

Zeit hin und her, bis ich zufälliger Weise über das Gastmahl des Plato kam. Mit einem ungemeinen Vergnügen fand ich hier in dem Gespräch der Diotima mit dem Sokrates die lang gewünschte Auflösung meines Problems, in einem System, welches mir zuweilen, wenn ich so sagen darf, geahnet, welches ich aber selbst nicht zu entwickeln vermocht hatte. Ich begab mich also in die Unterweisung dieser tiefsinnigen Lehrerinn der Kunst zu lieben, und fand ihre Lehre so übereinstimmend mit der Natur, welche ich zur Führerinn genommen hatte, daß ich den größten Grad der Glückseligkeit erreicht zu haben meinte, wenn ich nach ihren Vorschriften leben würde. Ich machte also durch die Ausübung die Probe über die reitzende Filosofie. Ich beschloß, meine äußerlichen Umstände, wenn sie in meiner Gewalt wären, so einzurichten, daß sie mich in dem wahren Leben nicht hindern könnten. Ich brachte meine Geschäfte in eine Ordnung, die mich von aller Unruhe befreyt, und wurde gewisser Maßen ein Einsiedler, ungeachtet ich viele Verbindungen mit den Menschen behielt, die ich mehr als alles Sichtbare liebe.

Sie haben mich, unterbrach ich ihn, sehr begierig gemacht, ihre Filosofie genauer zu kennen, da sie dieselbe eine Kunst zu lieben nennen. Diesem nach muß sie ein viel freudigeres und lächelnderes Aussehen haben, als sie in den Schriften unserer Schulweisen anzunehmen pflegt. Wie reitzend muß sie seyn, wenn man nur ein Liebhaber zu seyn braucht, um ein Filosof zu seyn!

In der That, versetzte Theages, Sie haben dazu nur nöthig, ein Liebhaber zu seyn, aber ein nei-

ser und allgemeiner Liebhaber, ein Kenner aller Schönheiten, der seine Liebe nach den Graden des Schönen abwäget. Der Genius, welchen Plato zu einem Sohn des Porus und der Penia macht, ist von dem Kupido der spätern Dichter sehr verschieden. Dieser hat die Augen verbunden; jener prüfet alles mit dem inwendigen Auge, welches allein die wahren Proporzionen und Schönheiten zu empfinden und zu bestimmen geschickt ist. Der eine verwundet mit seinen Pfeilen; ja nicht selten taucht er sie in ein Gift, welches den Verstand angreift, und den Patienten in einen eben so seltsamen Zustand setzt, als wenn er von einer Tarantel wäre gebissen worden, in eine Schwermuth, die nicht anders als durch die Melodie mitleidiger tröstender Accente von den geliebten Lippen kann geheilet werden. Der andere verwundet niemahls; er erweckt keine andern Begierden, als die er befriedigen kann, und verdienet daher in der That, mit größerm Recht als der Bacchus der alten Poeten, den Nahmen eines Gebers der Freude. Es ist wahr, beyde Amorn haben Flügel; aber der Gebrauch, den sie davon machen, ist sehr ungleich. Der eine flattert, wie ein Schmetterling, von einer schönen Figur zur andern; er setzt sich auf jede und genießt keine, weil in einem unbeständigen Gemüth keine Neigung oder Empfindung, der Gegenstand derselben sey auch noch so vortrefflich, Festigkeit bekommen kann; der andere hat nur Flügel, um sich aufzuschwingen, indem es seine Natur erfordert, sich nicht bey irdischen Farben und Gestalten zu verweilen, sondern durch die glänzenden Reihen immer höherer Schönheiten zu dem Urbild dieses aus der ganzen Schöpfung hervor-

strahlenden Abglanzes hinaufzusteigen. Es ist keine längere Vergleichung nöthig. Sie sehen schon, daß Sie von unserm Platonischen Genius viel mehr Vortheile zu erwarten haben, als von dem muthwilligen Knaben der Venus. Er mißt seine Freuden nicht tropfenweise zu, er reißt nicht in flüchtigen Entzückungen dahin, an denen der betäubte Geist keinen Antheil nimmt; seine Wirkungen sind ein Zustand der Heiterkeit und des sanften Vergnügens, eine angenehme Bewegung unsers ganzen Wesens, eine beständige harmonische Thätigkeit, in welcher sich die Seele von den Hefen der Sinnlichkeit immer mehr reiniget, und freyer, geistiger, engelähnlicher wird. Aber eben diese himmlische Natur des Platonischen Amors wird ihm in dieser Welt, deren vornehmste Bewohner selbst größten Theils nur Thiere sind, niemahls einen großen Anhang zuwege bringen; die meisten werden allezeit derjenigen Liebe nachlaufen, die weiter nichts als Augen und Gefühl von ihnen verlangt.

Ich gestehe Ihnen, Theages (sagte ich), daß ich recht begierig bin, mich unter die Fahne Ihres erhabenen Amors zu begeben, und in den Geheimnissen seines Dienstes unterrichtet zu werden. So furchtsam ich vor dem blinden Kupido bin, der seine goldnen Versprechungen mit Reue und Überdruß zu bezahlen pflegt, so getrost könnte ich mich diesem Ihrem guten Genius anvertrauen, der uns, wie es scheint, nicht durch bezauberte Gefilde und Labyrinthe erhitzter Begierden, sondern auf den einfältigen und anmuthsvollen Pfaden der Natur zur Glückseligkeit führen will. Gewiß ist er ein guter Engel, da er so wenig mißgünstig ist, uns andern Sterblichen die rechte Kunst zu lieben mit-

zutheilen, die ohne Zweifel unter den Olympiern, in den Auen des Friedens und den Tempeln der Harmonie, in der größten Vollkommenheit ausgeübet wird.

Wie leicht sind wir doch zu gewinnen, sagte Aspasia lächelnd, wenn man die Saite in unserm Herzen trifft, die am liebsten angiebt. Nicias ist schon mehr als ein halber Platonist, so bald er gehört hat, daß Ihre Filosofie eine Kunst zu lieben ist. Ihr Amor steht ihm ungemein wohl an, weil Sie ihm eine Gestalt geben, welche seinen Ehrgeitz befriediget. Aber verlassen Sie sich darauf, mein guter Nicias, die beyden Amorn sind einander nahe verwandt, und es ist schon oft geschehen, daß sie ihre Kleidung mit einander verwechselt haben, und daß der leibhafte Kupido erschienen ist, das Wort zu halten, welches der Platonische Sylfe gegeben hatte. Ich rathe Ihnen, nicht allzu leichtgläubig zu seyn. Zum wenigsten versichre ich Sie, daß Sie bey Ihrem neuen System so viel Vorsichtigkeit nöthig haben werden, als bey irgend einem andern. Denn der bemeldte Knabe der lächelnden Venus ist ein wahrer Proteus, der sich so gut in einen Platoniker als in eine Franziskanerkutte maskieren kann; und wenn er die Dame Fantasie auf seiner Seite hat (welches ihm ein leichtes ist), so weiß ich nichts, was die beyden Schelmen nicht ausrichten können. Was mich betrifft, ich habe immer die stoische Gleichmüthigkeit und Ruhe dieser seelenschmelzenden Zärtlichkeit vorgezogen, die vielleicht ihre eignen Vergnügen hat, und lebhaftere als wir andern kalten Seelen kennen, aber wegen ihrer Empfindlichkeit auch tausend Qualen ausgesetzt ist, die um

viel stärker verwunden, als die Nadelstiche, welche das Horazische Mädchen ihrem Liebhaber giebt.

Wollen wir uns, sagte Theages lächelnd, durch die Einfälle dieser lebhaften Dame furchtsam machen lassen? Sie hat immer einen kleinen Groll gegen das Wort Liebe gehabt, ob es gleich, selbst nach Luthers Urtheil, einen so süßen und lieblichen Klang hat, daß kein Wort in einer andern Sprache die angenehmste aller Gemüthsbewegungen so bedeutend ausdrückt. Aber glauben Sie nur, daß sie mit aller ihrer Gleichmüthigkeit, welche entweder eine Frucht unsrer Filosofie oder ein Fantom ist, es uns sehr übel nehmen würde, wenn wir glaubten, daß sie das nicht liebe, was ich Ihnen als den wahren Gegenstand unsers Herzens vorstellen werde. Die Liebe, die ich Sie lehren will, wird nichts Zweydeutiges haben, sie wird im strengsten Verstand Weisheit seyn. Die Heiterkeit der Seele, welche Aspasia so sehr liebt, ist ihre unausbleibliche Frucht; aber von einer eigentlichen Ruhe weiß sie nichts. Diese sehen wir als einen Tod der Seele an. Wir müssen immer in Bewegung, aber unsere Bewegungen müssen Harmonie seyn. Das ist es alles.

Aspasia (erwiederte ich) hat mich nicht furchtsam gemacht, denn ich bin nie vermessen gewesen. Es wäre thöricht in meinem Alter, in Rücksicht auf den anmuthsvollen Betrieger, vor dem mich Aspasia warnet, unbewaffnet und sorglos zu seyn, welches vielleicht in keinem Alter angehet; aber meine Furchtsamkeit ist allezeit meine Sicherheit gewesen. Weil wir aber doch lieben müssen, (denn, sind nicht alle Neigungen Liebe?) so ist es besser, man lehre uns

recht, was und wie wir lieben sollen. Und dieses erwarte ich von Theages, und ich bin ganz ungeduldig nach der Erscheinung des Amors, von welchem er mir eine so schöne Hoffnung gemacht hat. Können wir ihn nicht durch irgend eine Zauberformel, oder geheime Ceremonien noch heute zu uns herunter nöthigen?

Ich hoffe, versetzte Theages, Sie werden noch Geduld genug haben, den nächsten Morgen zu erwarten, wo, wo wir auf jenem umschatteten Hügel unter dem erwachenden Schimmer der Morgenröthe am geschicktesten seyn werden, diese erhabnen Geheimnisse vorzunehmen. Daselbst werden wir, wofern wir ihn nicht sehen, zum wenigsten Sie seine Gegenwart, und ich seine Begeisterung empfinden.

Lady Johanna Gray,

oder

Der Triumf der Religion.

Ein Trauerspiel.

1758.

—— Frustra leges et inania Jura tuenti
Scire mori sors optima! ——

Personen.

Lady Johanna Gray.
Lady Suffolk, Mutter der Johanna.
Der Herzog von Suffolk, ihr Vater.
Der Herzog von Northumberland, ihr Schwiegervater.
Lord Guilford, Gemahl der Johanna.
Der Bischof Gardiner.
Sidney, Vertraute der Lady Johanna.
Offiziers und Leibwache.

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Sidney.

Schon lange hallt das Innre des Pallastes
Von klagendem Getön — des Königs Schicksal,
Dein Schicksal, Albion, wird jetzt entschieden!
Wie bebt mein ahnend Herz! — Doch, seh ich nicht
Des frommen Suffolk schöne Tochter,
Und Guilfords Braut, die königliche Lady
Johanna Gray, sich nahn? — Ihr thränend Auge
Verkündigt eine böse Bothschaft!

L. Johanna Gray.

Es ist geschehn! — Der König ist nicht mehr!
Mein Freund, mein Bruder Edward! — gute Sidney,
O hilf mir weinen! Weine, gute Sidney!
O! misch' in meine und in Englands Thränen
Die Deinigen — der König ist nicht mehr!

Sidney.

Gott! welch ein Schlag! Weh uns! — O Gott! wie schwer
Fällt deine Hand auf uns! — Mit ihm
Sinkt Albions letzte Hoffnung!

L. Johanna.

Einer solchen Tugend
War diese Welt nicht werth! Der Himmel hat
Sein stärkres Recht an ihn zurückgefordert.

Sidney.

Zu früh! Ach! allzufrüh, o theurer Jüngling;
Eilst du zurück, des Himmels Luft zu athmen,
Wo du geboren warst — zu früh für uns,
Eh noch die goldnen Tage kamen,
Von denen uns die Morgenröthe schon
Aus deinem hulderfüllten Antlitz strahlte.
Dich flehten unsre ungestümen Seufzer
Dem Himmel ab, dich, unsre letzte Hoffnung!
Zu dir, zu dir rang ein gequältes Volk
Die wunden Arme, seiner Fesseln müde,
Der Tyranney, der Todesscenen müde,
Ermüdet, zwischen Furcht und banger Hoffnung
Ein ungewisses Leben fortzuschleppen.
Zu dir hob mitten aus den Flammen
Die leidende Religion ihr Auge
In heißen Thränen auf! — Ach! Edward, Edward,
Fliehst du von uns? Eh deines Volkes Glück
Dich mit dem süßen schönsten aller Nahmen,
Dem Nahmen, der im Ohre frommer Fürsten
So lieblich tönt, dem Vaternahmen, krönte?

L. Johanna.

Dieß, Freundinn, dieß durchbohret mir die Seele!
Mein eigner Schmerz, so scharf er ist, verschwindet
Im allgemeinen Elend! — O! mein Vaterland,

Du kennst noch nicht in seinem ganzen Umfang
Den Werth des Guts, das du verloren hast.
O! große Thaten, werth des Nachruhms, werth,
Von künft'gen Altern nachgeahmt zu werden!
Den Fürsten, die noch ungeboren sind,
Erhabne Muster hat sein früher Tod
Der Welt geraubt! Was schön, was edel ist,
Was erst den Menschen, dann den König bildet,
Des dritten Edwards väterlicher Sinn
Zu seinem Volk, und Richards Löwenmuth,
Der kluge Geist des Salomons der Britten,
Das ganze Kor der Schwestertugenden,
Die einst sich Alfreds Brust zum Tempel weihten,
Befruchteten sein Herz. Wie Davids Sohn,
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,
Er bat um Weisheit, und er ward erhört!
Vergebens bot ihm mit Sirenenlippen
Die Wollust ihre schnöden Süßigkeiten;
Wie Herkules verschmäht' er sie, und wählte
Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!
Und o! wie zärtlich war sein fühlend Herz,
Wie scharf sein inn'res immer waches Ohr,
Der Weisheit leise Warnungen zu hören!
Wie weit verbreitet seine Menschenliebe!
Gefühlvoll für die Leiden seiner Brüder,
Von Sehnsucht glühend, Allen wohlzuthun,
Schnell zum Verzeihn, und nur der Boßheit streng.
Wie sanft, wie frey von Stolz und eitler Selbstheit,
Der Wahrheit hold, auch wenn sie ihn bestrafte — 1)
O! mein zu weiches Herz! — O theures Bild,
Ists möglich, bist du alles, was von ihm

Mir übrig ist? O flieh! du täuschest mich,
Ihn mir so lebend, so mit jedem Zug
Mit jedem Lächeln seiner holden Augen
Stets vorzustellen, — Theurer Jüngling! nimmer
Ach! nimmer werden diese holden Augen
Auf die Gespielinn deiner Kindheit lächeln —
Nie wird mich deiner Stimme süßer Ton
Beym Nahmen rufen! Nimmer werden uns
Bey deines Platons göttlichen Gesprächen
Die Winterstunden zu Minuten werden!
Ists möglich, kannst du mich zurücke lassen?
Mich, deren Seele mit der deinigen
So zart verwebt war! — Ach! Und wo? wo läßt du mich?
Und eilst zu deinen anverwandten Engeln!

Sidney.

Gerecht sind deine Klagen, fromme Schöne;
Doch bald wird sie der allgemeine Jammer
Unhörbar machen! — Ach! die schwarze Stunde,
Da Edward starb, ist Englands Todesstunde.
Sein Tod wird ganze Hekatomben würgen!
Die Freyheit stirbt mit ihm, die nun so lange,
Aus Griechenlands und Rom's Ruinen flüchtig,
In Albion sich eine Zuflucht suchte.
Und ach! Was wird die Kirche Gottes werden?
Die, kaum errettet aus des Tiegers Rachen, 2)
Zu athmen anfing, unter Edwards Schutz
Die erste goldne Zeit der Christen hoffte;
Die Tage hoffte, da das heil'ge Volk
Noch auf dem Pfade seines Meisters ging,
Da Unschuld, Sanftmuth, ungefärbte Liebe

Das Merkmahl war, woran man Christen kannte?
Ach! jede Hoffnung beßrer Zeiten sinkt
In Edwards Grab! Und welche Schreckgestalten
Zeigt uns die Zukunft? Bald, o schrecklicher Gedanke!
Verschlingt die Erde, bebend vor Entsetzen,
Das Blut der Zeugen, das aus Flammen sprudelt.
Maria leiht der priesterlichen Wuth
Den königlichen Arm. Weh uns! was bleibt
Der nackten unbewehrten Unschuld übrig?
Wenn du, o Gott, dich unser nicht erbarmest,
Und Edward aus den Au'n des Lichts herabsteigt,
Der treue Schutzgeist seines Volks zu bleiben!

L. Johanna.

Er wird, er wird es seyn! Kein Mutterherz
Schlägt zärtlicher für ihren ersten Säugling,
Als Edwards Herz für sein geliebtes Volk.
Vor allen trug er die in seiner Brust,
Die nach der Reinigung der Kirche seufzten,
Und an das Werk des Herrn, voll Heldenmuths,
Die Hand schon angelegt. Nur die Erinnerung
An sie, hielt seine Lust zum Sterben auf.
In dieser Nacht, da schon sein Geist im Eingang
Des Himmels schwebte, naht' ich unbemerkt,
Beym düstern Schein der Lampe, seinem Lager.
Er betete. Sein thränenvolles Auge
Schien unverwandt zu Gottes Thron entzückt,
Und sagte mehr, als Worte reden können.
Doch brach die Inbrunst seines Herzens oft
In Seufzer aus, die auf den starren Lippen
Zu Worten wurden, und in meine Brust
Wie Pfeile drangen: „Gott, (so hauchte sich

Die heil'ge Seele aus) o Gott, nimm mich zu dir!
Nimm meinen Geist aus dieser Welt des Abfalls
Zu dir, und zu den Geistern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun! — O! meine Seele
Lechzt lange schon, dein Angesicht zu schauen!
Du Vater, weißest es, wie gut mirs wäre,
Bey dir zu seyn! Und doch, um derer willen,
Die du erwählt hast, um der Frommen willen,
Die zu dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das große Werk vollbracht ist,
Dein Reich in Englands Grenzen fest zu gründen.
Doch nicht mein Will', o Vater, sondern deiner
Gescheh'!" 3) Hier schwieg sein Mund, und mir
Zerfloß das Herz in nahmenloser Wehmuth.

Sidney.

Des frommen Edwards letztes Seufzen wird
Und kann nicht unerhört zum Himmel steigen.
Zwar Edward starb! Doch Der, zu dem er flehte,
Hat tausend Mittel uns zu retten übrig.

L. Johanna.

Die Wege Gottes sind dem blöden Menschen
Geheimniß; die Gedanken, die er denket,
Sind nicht wie unsre eiteln Traumgedanken.
Nur Wunder, die wir nicht berechtigt sind
Zu fordern, können uns dem offnen Rachen
Des Untergangs entreissen! — Edwards Krone
Fällt nach dem Reichsgesetz, und Heinrichs letztem Willen
Jetzt auf Mariens Haupt. Die Stund' ist da,
Auf welche sie ihr racheschnaubend Herz

So lang vertröstete, die Stund' ist da,
Nach der sich Rom und seine Priester sehnten.
O! was für grauenvolle Scenen
Von Blut und Mord weißagt mein bebend Herz!
Schon lange lechzt ihr Eifer nach dem Blute
Der Heiligen! — Von Mönchen mit gezücktem Stahl!
Von Priestern, die mit räuberischer Faust
Den Donner Gottes schleudern, rings umgeben,
Wird sie, die neue Königinn, den Thron
Auf Todtenschädel gründen, und den Himmel
Und Roms erzürntes Haupt mit Menschenopfern
Versöhnen wollen. Bonner, Gardiner,
Und andre, deren tief versteckte Boßheit
Zu Edwards Zeit sich in Verstellung hüllte,
Stehn schon bereit, den Gott der sanften Liebe
In ihrer heuchlerischen Wuth zu rächen.
Ach, Sidney! — ach! die Zahl der Wahrheits-freunde,
Der Redlichen, verliert sich in der Menge
Der falschen Seelen, die von jedem Winde
Wie Rohre wanken, immer fertig sind,
Dem zuzurauschen, den das Glück begünstigt.
O England! O zu früh verwais'te Kirche!
So kürzlich erst gepflanzt, jetzt schon im Keime
Von strenger Glut versengt! O kleine Schar
Der ersten schwachen Säuglinge der Wahrheit!
Für euch bricht mir mein schwesterliches Herz,
Für euch thränt unversiegt mein ahnend Auge!
Der Himmel zürnt den frommen Thränen nicht,
Dem Zoll der Menschlichkeit; er fordert nicht,
Daß wir gefühllos seiner Schläge lächeln.

Sidney.

Lord Guilford kommt, Prinzessinn, deine Klagen
Und den gerechtsten Schmerz mit dir zu theilen.
Ich geh', der Stadt, die zwischen Furcht und Hoffnung
Erwartend schwebt, ihr Schicksal anzukünden.

Zweyte Scene.

L. Johanna. Lord Guilford.

O Guilford! komm! und mische deine Thränen
Den meinigen! — O Freund! wie elend macht
Uns dieser Morgen! — Ach! Wie bald, wie plötzlich,
Wie tief sind wir der schönsten Morgenröthe
Des Glücks entstürzt! — O wie ist um mich her
Die Welt zerstört! Wie schwarz das Licht der Sonne!
Die Sfären stehen! Stumme Todesstille
Ruht auf der Schöpfung! — Guilford, du allein
Bist mir noch übrig, (letzter Trost im Elend!)
In deinem Arm mein Leben, ungetadelt
Und ungestört, in Seufzer auszuhauchen.

Lord Guilford.

O! du — wo find' ich einen Nahmen,
Der deinem Werth, und meiner Liebe gleicht?
Du schönste, reinste Seele, die sich je
In Engelsbildung dieser Erde zeigte,
Ersinke nicht den Leiden, die dein zartes Herz
Zerreissen! Zage nicht, du meines Lebens Wonne!
Noch
Ist alles nicht verloren; noch ist Hoffnung da.

Dein

Dein Vater, dessen fromme Redlichkeit
Und sanfte Güte jedes Herz schon lange
Sich eigen machte, und Northumberland
Das Haupt des Raths, mein Vater, und viele andre
Der edelsten des Reiches, deren Ansehn,
Von Macht und Gunst des Volkes unterstützt,
Mariens Anhang leicht zur Erde drückt,
Die alle leben noch, und leben nur
Zum Schutz der guten Sache! —

L. Johanna.

O Guilford! Hoffe nicht
Auf Menschen, deren Kraft ein Schatten ist,
Ein Traum ihr Leben! Hoffe nicht
Auf Stützen, die vom schwächsten Stoße fallen!
Dort über uns — schau durch die Wolken auf,
Die unserm Blick die sel'ge Aussicht wehren! —
Dort wohnt, von Engeln, die ihr Wink bewegt,
Umringt, dort wohnt die Macht, die uns erretten kann!
Sie schaut auf uns herab! Sie lenkt, sie ordnet alles!
Nur der Gedank' an sie — hält meine Seel' empor,
Daß sie nicht ganz ersinkt!

Lord Guilford.

Vertraue nur,
Du schöne Heilige! vertraue du
Der Vorsicht, die du glaubst, und deren Macht und Güte
Gleich unbegrenzt, gleich unaufhaltbar ist.
Sie wird uns retten! Aber sie gebraucht
Zu ihren unsichtbaren Thaten stets

Die sichtbare Natur, den Lauf der Dinge,
Der Menschen Arm, und Witz und Leidenschaften.
Sie wird die Helden, die sich jetzt zum Heil
Des Vaterlands verbinden, zweifle nicht,
Mit Klugheit und mit starkem Muth begeistern.
Der Rath versammelt sich. Den Augenblick,
Da ich hierher ging, sah ich meinen Vater,
Mit Mienen, die ein wichtiges Geheimniß
Zu decken schienen, Hand in Hand
Mit deinem Vater zur Versammlung eilen.
Mir ahnet was. Ein zweifelhaft Gerücht
Schleicht leis' am Hof' umher, und murmelt heimlich,
Von einem Mund zum andern. — Edward habe,
In seinen letzten Stunden noch bekümmert
Für unser Wohl ein Testament verlassen,
Wodurch die Römischdenkende Maria
Vom Throne ausgeschlossen sey. Ist dieß,
So hat des besten Königs früher Tod
Die Aussicht einer bessern Zukunft uns
Nicht ganz geraubt! So kann noch Albion,
So kann die Kirche, die nach Freyheit schmachtet,
So kann dein Guilford, der in dir den Himmel
Der Tugend und der Schönheit mit Entzücken
Sein eigen nennt, noch frey, noch glücklich seyn!

L. Johanna.

Was du mir sagtest, ist mir unbegreiflich.
Wie kann des achten Heinrichs letzter Wille,
Der, wenn der Himmel Edward fordern würde,
Den Thron Marien giebt, vernichtet werden?
Wie kann das Volk, wie kann der Rath der Edeln
Die Heiligkeit des theuren Eides brechen,
Wodurch sie sich dem Sterbenden verbanden?

Wie konnte Edward, er, in dem die Tugend
Uns sichtbar ward, des Vaters Angedenken so
Entehren? — Nein! er konnt' es nicht!

Lord Guilford.

Auch mir ist ein Geheimniß, was ich seh,
Und was ich hör', und was mein Herz mir weißagt.
Doch bald —

(Ein Officier erscheint.)

Der Officier.

Lord Guilford, der Senat erwartet dich.

Guilford (zum Officier, der sich wieder entfernt).

Gut!

(Zu L. Johanna.)

Nun wird alles sich uns bald enthüllen.
Jetzt fordert mich die Pflicht. Ich stahl den Augenblick
Nur, Theur'ste, dich zu sehn, und deinen Muth
Mit einem Strahl von Hoffnung zu beleben.
Jetzt sind Minuten mehr als Tage werth;
An einer einzigen vielleicht
Hängt Englands Schicksal und das unsrige.
Die Feinde schlummern nicht — Ich eile, desto bälder
Zu dir zurückzufliegen — Lebe wohl!

L. Johanna.

Ein guter Engel leite deine Tritte!

Dritte Scene.

L. Johanna (allein).

Indessen, daß die Weisen, daß die Väter
Des Reiches sich zum Heil des Staats berathen,

Was kann ich thun? Ich, deren Herz so feurig
Für Englands Glück, fürs allgemeine Wohl
Der Menschen schlägt! — Was kann ich thun? —
Ach England,
Mein mütterliches Land, ich kann nur weinen!
Nur über deiner Noth mich selbst vergessen!
Nur einsam weinen, und, die schwachen Arme
Gen Himmel ringend, dich um Hülfe flehn,
O du der Engel und der Menschen Vater! —
Komm! stille Ruh, komm süße Einsamkeit,
Umschatte mich! O, kommt, geliebte Bilder
Von Tod und sanfter Ruh im stillen Grabe,
Und vom Triumf der fesselfreyen Seele,
Die sich dem Staub entschwingt! Nur ihr allein
Besänftigt meinen Schmerz, nur ihr vermögt den
Kummer
In schlummerndes Vergessen einzuwiegen!

Zweyter Aufzug.

Erste Scene.

Northumberland (allein).

Wenn nicht das Schicksal, oder eine Gottheit,
Die mir zu mächtig ist, mein Werk zerstört,
Die Arbeit vieler Jahre, vieler einsam
Durchwachten Nächte, wenn mich Alles nicht
Betriegt, verläßt — so trennt mich nur ein Schritt
Vom höchsten Gipfel, den der Stolz des Menschen
Erstreben kann! — Wie günstig fügt sich alles
Nach meinem Wunsch! — Durch seiner Tochter Band
Mit meinem Sohn ist Suffolks-Ansehn mein!
Das Volk ist mein durch Guilford. Wie bequem
Erblaßt der junge Fürst! Sein letzter Wille,
Beschworen von den Mächtigsten des Reichs,
Die, willig oder nicht, mein Ansehn zwang,
Schließt Heinrichs älteste Tochter von der Krone
Auf ewig aus, und giebt Johannen Gray
Den Königstitel, mir des Zepters Macht!
Mariens Anhang darf, durch diesen Streich
Als wie von einem Donnerkeil getroffen,

Nicht wagen, sein bestürztes Haupt zu zeigen.
Das Volk, das Rom und seine Fesseln hasset,
Nach Freyheit seufzt, und vor Marien bebt,
Wird mit Entzückung, wird mit offnen Armen
Die neue Königinn von Edwards Hand empfangen,
Die ihm so ähnlich ist, — die er so zärtlich,
Wie seine Schwester liebte, deren Tugend
So viel verspricht! Ja alles, alles stimmt
In meine Absicht ein! — O! welche Aussicht
Umglänzet mich! — zwar mußt' ich sie erkaufen,
Und theu'r erkaufen! — Bedford mußte fallen —
Der junge König — Doch, verschließe dich
In meine Brust, verderbliches Geheimniß,
Und ruh' auf ewig da! Ein undurchdringlich Dunkel
Umhüllt mein Werk! — Wer kommt? — Sie ist es selbst!
Wie schön, wie unschuldsvoll! Wie mahlt ihr Antlitz
Ein königliches Herz! Wie werth ist sie
Des Glücks, das ihr mein Mund entdecken wird!

Zweyte Scene.

Northumberland. L. Johanna.

Northumberland.

Komm, meine Tochter, laß mich dich umarmen,
Zum letzten Mahl dich mit dem süßen Nahmen
Begrüßen, der —

L. Johanna.

Was sagt mein theurer Lord? —
Zum letzten Mahl?

Northumberland.

So will die Pflicht es künftig!
Johanna, fasse dich! Vernimm, verehre
Des Himmels Fügungen! — Der letzte Wille
Des guten Fürsten, den der Tod uns raubte,
Der heil'ge Wille, dessen Fey'rlichkeit
Des Rathes Schwüre unverletzlich machen,
Erkläret — dich — zur Königinn der Britten.

L. Johanna.

Mich? Mylord! — hör' ich recht? Ist's Guilfords Vater,
Der mit mir spricht? — Ist's möglich? Kann er wohl
In dieser ernsten Stunde, da der Himmel
Durch Edwards frühen Tod Brittannien
Das Todesurtheil spricht, — in dieser Stunde,
Da jeder weint, dem in der Brust ein Funke
Von Tugend glüht, da nahmenloses Elend
Auf unsrer Scheitel hängt, kann Guilfords Vater
Mit seiner leidenden Johanna scherzen?

Northumberland.

Mich wundert nicht, daß solch ein Wechsel dir
Unglaublich scheint! Daß, nicht dazu bereitet,
Dein überraschtes Herz von tausend neuen
Empfindungen ergriffen, meine Reden
Für Täuschung hält! Doch ferne sey von mir
In dieser ernsten feyerlichen Stunde,
Die unsern Thränen um den besten König,
Die Englands Rettung, die dem Schutz der Kirche
Geheiligt ist, gedankenlos zu scherzen!

Nichts ist gewisser, als daß dich der Himmel
Zu dem glorreichen Werk ersehen hat,
Von welchem Edward abgerufen ward.

L. Johanna.

Wie kann ich's glauben, theurer Lord?

Northumberland.

Dein Zweifel
Beleidigt mich; jedoch bald wird dein Vater
Und Guilford, und der glänzende Senat
Brittanniens, zu deinen Füßen liegend,
Dich überzeugen! — Fasse dich, Johanna!
Sey deiner würdig! Sey des Thrones würdig,
Der größern Glanz, als er dir geben kann,
Von dir empfängt. Fließt nicht das reinste Blut
Des königlichen Stamms in deinen Adern?
Wen fordert wohl die Kirche und der Staat,
An Edwards Statt sie zu beglücken,
Als dich, in deren Brust der gleiche Geist
Der Tugend und der Menschenliebe athmet?

L. Johanna.

Wie soll — wie kann ich sagen, was ich fühle?
Und hätt' ich Worte, so versagt die Zunge mir,
Sie auszusprechen — O wie konnt in Edwards Herz,
Wie konnt' in Eures, Mylord, ein Gedanke,
Wie dieser, kommen? — ich erröth' und zittre,
Es euch zu sagen. — Nein, ich fass' es nicht,
Wie eure Klugheit, euer langgeübter
Erfahrner Geist euch so verlassen konnte!

— Doch, ich begreife mich! — Mein theurer Vater,
Verzeihet meiner Jugend und Bestürzung!
Ein brennend heißer tugendhafter Eifer,
Vom Rand des Untergangs sein Vaterland
Zurückzureissen, kann den Weisesten
Zu einem Anschlag treiben, den die Klugheit,
Bey kälterm Blute, unterdrücken würde!
Doch, sagt mir, wird das Volk nicht wohlberechtigt
zürnen,
Wenn, statt der Erbinn, die das Reichsgesetz
Zum Throne ruft, der Enkelinn, der Tochter,
Und Schwester seiner Könige, ich, Suffolks Tochter,
Geboren zum Privatstand, zum Gehorchen,
Ihm aufgedrungen würde? — muß nicht Zorn und
Unmuth
Auf jeder Stirne glühn? Wird Roms Partey,
So zahlreich und so mächtig wie sie ist,
Unthätig bleiben? Oder kann man glauben,
Die Tochter Heinrichs, die ihr Stand dem Volke
Ehrwürdig macht, ihr Unglück liebenswerth,
Glaubt man, sie werde keine Freunde finden,
Die sich für sie bewaffnen? Und nicht nur
Für sie, für die verletzte Heiligkeit
Der alten Reichsgesetze, die der Britte
Als das Palladion seiner Freyheit ehrt!
Wird Östreichs Macht, vor der der Erdkreis bebt,
Wird Filipp, dessen unbegrenzter Zepter
Die beyden Indien schreckt, der Bräutigam,
Den das Gerüchte der Prinzessinn giebt,
Sich säumen, ihr gekränktes Recht zu schützen?
Was wird dann gegen eine Welt voll Feinde

Ein schwaches unerfahrnes junges Mädchen
Euch helfen können? —

Northumberland.

— Meine theure Tochter!
Ich ließ dich ungehindert alles sagen,
Was, wider unser Hoffen, deiner Seele
Erhabne Großmuth hemmt. Wie konnten wir
Auch nur vermuthen, daß Johanna Gray,
Sie, die ihr Geist, ihr Herz, ihr Edelmuth,
Weit über ihr Geschlecht und zartes Alter
Erhöht, wie konnten wir sie fähig glauben,
Der herrlichsten Bestimmung sich zu weigern,
Wozu der Himmel Menschen oder Engel
Berufen kann? — Verbanne diese Kleinmuth!
Schwing über diese weiblichen Gedanken
Dich weg, Johanna! Denke, was dein Herz,
Dein Vaterland, dein Glaube von dir fordert.
Geziemt's der Tugend wohl, vor Schwierigkeiten,
Die ihrem Laufe trotzen, sich zu scheuen?
War das der Muth, der jene Helden trieb,
Die, unerschreckt durch dräuende Tyrannen,
Für Freyheit, für den Staat, ihr Leben wagten?
War das der Muth, der in den heil'gen Zeugen
Der Wahrheit brannte, der sie fähig machte,
Dem Tod in jeder Schreckgestalt zu lächeln?
Doch meine Tochter! Was dein Edward selbst
Dir sterbend auferlegt, was jetzt durch mich
Der brittische Senat, durch sie das Volk
Dir aufträgt, fordert keinen Heldenmuth,
Kein Opfer! Alle diese Schwierigkeiten,
Die Welt voll Feinde, die Gefahren alle,

Sind nur Geschöpfe deiner Fantasie,
Die noch von Edwards Tod erschüttert ist.
Die Zahl der Redlichen, der Patrioten,
Ist größer als du denkst. Wer Freyheit liebt,
Wer Rom verabscheut, wer die Raubbegierde,
Den Stolz, den Blutdurst seiner Mönche haßt,
(Und, o! wer haßt sie nicht?) die alle sind
Mit uns vereint. Maria ist im Auge
Des Volks nicht Heinrichs ält'ste Tochter, nein!
Nur eine Sklavinn Roms, nur Filipps Braut.
Wem in der Brust ein brittisch Herze schlägt,
O! dem empört in jeder Ader sich
Das Blut vom Schatten des Gedankens schon,
Sein freyes Haupt ins abgeworfne Joch
Des stolzen Roms zurück zu schmiegen.
O! glaube mir, die Stadt, das ganze Volk
Wird dich als einen sichtbarn Engel grüßen,
Den uns zum Schutz der Himmel zugesandt.

L. Johanna.

Ach! wollte Gott, es wär in meiner Macht
Mein Volk zu retten! — Aber diese Macht
Gab mir der Himmel nicht! Er haßt die falsche Weisheit,
Die ungerechte frevelhafte Thaten
Durch einen guten Endzweck adeln will.
Der Thron gehört nicht mir, so lange Heinrichs Töchter
Und Edwards Schwestern leben! —

Northumberland.

Bist du nicht
Wie sie, von königlichem Blut? — Die Enkelinn
Von Heinrichs Schwester? — Hat Marien die Geburt
Dem besten Prinzen mehr als dich genähert,
So macht dich deine Tugend, deine Güte
Zu Edwards Schwester! — Pflegt' er dich nicht stets
Mit diesem süßen Nahmen zu benennen?
Verdient die stolze, grausame Maria,
In deren Brust nur Gift und Rachsucht kocht,
Bey der die Aussprüch' eines finstern Mönchen
Orakel sind, Sie, die kein Sokrates
Die große Pflicht der Fürsten lehrte,
Nur im gemeinen Wohl ihr Glück zu suchen,
Und, gleich der Gottheit, weis' und gut zu seyn —
Verdient sie mehr als du, die Edwards Geist und Herz
Uns wieder giebt, den Nahmen seiner Schwester?

L. Johanna.

Dieß Lob, das mir von eines Vaters Lippen
Sonst süß ertönte, kann mich jetzt nicht rühren.
Ihr schmäht Marien, meinen kleinen Werth
Durch ihre Schwärze glänzender zu machen?
Es sey! — Doch alles, was euch wider sie
Empört, giebt mir kein Recht an ihre Krone.
Will uns die Vorsicht durch verderbte Fürsten,
Durch Unterdrückung, durch Tyrannen strafen,
So thut sie nichts, als was wir längst verdient,
Sie züchtigt uns durch unsre eignen Laster.

Die Fürsten sind nur schlimm, weil wir es sind!
Die Schmeichler, die verderbten Höflinge,
Die Sklaven sind es, die Tyrannen machen!

Northumberland.

Ach! meine Tochter! wie betriegest du
Nicht meine Hoffnung nur, des ganzen Rathes,
Des Volkes Hoffnung! Soll denn eines Mädchens
Unbiegsamkeit — doch nein, du wirst dich fassen!
Ein wenig Zeit, und reifre Überlegung
Wird deine Zweifel heben.

(Er sieht sich um, und sieht von Ferne Lady Suffolk sich nähern.)

Wie erwünscht
Kommt deine Mutter! welch Entzücken schimmert
Aus ihren Augen! Sie empfindet besser
Als du, den Werth der angebotnen Krone.
Ihr überlaß' ich dich—

(Er geht ab.)

Dritte Scene.

Lady Suffolk. Lady Johanna.

Lady Suffolk.

O meine Tochter!
O du, mein Stolz, mein Kleinod, meine Freude!
O komm in meinen Arm! Komm, laß
Mit Inbrunst an mein Mutterherz dich drücken!
Wie glücklich — Aber wie? — Antwortest du

Mit Seufzern nur dem Ausbruch meiner Freude? —
Du weinst, mein Kind?

L. Johanna.

Ach, meine Mutter!

Lady Suffolk.

Wie?
Du weißt, Johanna, welch ein glänzend Glück
Dir angetragen wird, und kannst noch trauern?
Kann Englands Thron, die Majestät der Würde,
Die Sterbliche zu ird'schen Göttern macht,
Ein Hof, ein mächtig Volk zu deinen Füßen,
Kann die Gewalt, Glückselige zu machen,
Und unter allen selbst die glücklichste zu seyn,
Dein Auge nicht entwölken? — Edwards Geist
Ist schon befriedigt! Sein Gedächtniß fordert
Von deiner Liebe keine Thränen mehr!
Komm, überlaß dich ganz den reitzerfüllten Bildern
Der schönsten Zukunft, die er dir, und uns
Durch dich, vermachte! — Ganz gewiß, Johanna,
War es der Engel einer, die das Haupt
Des Sterbenden umschwebten, der ihm, noch
In seiner letzten feyerlichsten Stunde,
Des Himmels großen Rathschluß in die Lippen hauchte,
Zur Erbinn seines Throns dich zu erklären!

L. Johanna.

Warum denn kann ich nicht, wie Ihr, mich freuen?
Warum empört mein bebend Herz sich so
Vor dem, was Euch entzückt? — Wie soll ich das,

Was ich empfinde, nennen? Diese Schauer,
Die Ahnungen, die meine Brust erschüttern? —
O Edward, du bist glücklich!

L. Suffolk.

Ohne Zweifel
Genießt er jetzt das reine Glück der Engel;
Dir, meine Tochter, ist das höchste Glück
Der Erde zugedacht! Er selbst, dein Edward selbst
Bestimmt' es dir! — Kann der Gedank' allein
Es dir nicht schätzbar machen?

L. Johanna.

Eben dieß
Mehrt meine Zweifel! Konnte der Gerechte,
Der fromme Jüngling, in der letzten Stunde,
Im Angesicht der Engel, an der Pforte
Des offnen Himmels, noch ein Unrecht thun?
Das erste Unrecht seines kurzen Lebens,
Im letzten Augenblick? Wie kann ichs glauben?
Er liebte mich; er pflegte seiner Seelen
Geheimste Wünsch' und stille Sorgen oft
In meinen schwesterlichen Schooß zu schütten.
Warum verbarg er mir doch ein Geheimniß,
Das mich so nah betraf? und ein Geheimniß
Von solcher Wichtigkeit, von solchen Folgen! —
Und war ich nicht in seiner letzten Nacht
Bey seinem Lager? Faßten meine Lippen
Nicht seinen letzten heil'gen Seufzer auf?
Wie konnt' er? Doch — itzt fällt mir etwas bey, —
Ich ward einmahl von ihm hinweggerufen, —
Man hielt mich auf, und als ich wieder kam,

So schien sein brechend Auge zärtlicher,
Mit ernsten Blicken, die bedeutend schienen,
Auf mir zu ruhn! Er drückte meine Hand,
Sein Mund versuchte mich noch anzureden;
Allein der Ton verlor sich auf den Lippen
In leises Lispeln! — Ach! So war es dieß,
Was du mir sterbend noch entdecken wolltest? —
Mein Edward! —

Lady Suffolk.

Rufe diese Trauerbilder
Nicht stets zurück! Entfern' ihr Angedenken
Aus deinem Geist! O gieb mir meine theure
Johanna wieder, die der Kummer fast
Unkennbar macht! Wo ist die edle Denkart,
Der königliche Geist, die reife Tugend,
Die in den Augen aller, die dich sahen,
Dich über dein Geschlecht erhoben?
Itzt fordert dich der Ruf des Himmels auf,
Vorm Angesicht der Erde sie zu zeigen.
Sey freudig, was er dir gebeut, die Mutter,
Die Retterinn, die Königinn der Britten!

L. Johanna.

Wie gern versprechen wir doch unsern Wünschen
Des Himmels Beyfall! Doch! wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron' auf Heinrichs Schwester-
kinder
Zu übertragen, ist die Reihe denn
An mir? — Was müßte meine Mutter seyn,
Eh mir der Thron gebührte?

Lady

L. Suffolk.

Deine Mutter!
Und stolzer auf den Titel deiner Mutter,
Als auf den Ruhm, die glänzende Monarchinn
Der ganzen Welt zu seyn! — Ja, liebstes Kind!
Mit Lust entsag ich meinem nähern Anspruch,
Mit Freuden wähl ich mir die Dunkelheit,
Nur dich, den holden Liebling meines Herzens
Erhöht zu sehn! Welch ein Triumf für mich,
Dich auf dem Ziel der kühnsten Hoffnungen,
Im schönsten Licht, worin die Tugend sich
Der Erde zeigen kann, von Nazionen
Geliebt, bewundert, angebetet sehn!
Genug für mich, wenn diese Myriaden,
Die du beglücken wirst, die Mutter segnen,
Die dich gebar, die Brust, die dich gesäugt;
Wie wallt mein Herz bey dieser frohen Aussicht
Von Freuden über! —

L. Johanna.

Ach! Das meine schmilzt
Von Wehmuth! — Beste, zärtlichste der Mütter!
Was soll ich thun? — O warum kann ich nicht —

L. Suffolk.

Nichts mehr, mein Kind! Ich sehe, wie gerührt du bist —
Ich will dich itzt verlassen — Einsamkeit
Und stille Überlegung wird dich bald
Zu einem Schluß, der deiner werth ist bringen!

Vierte Scene.

Lady Johanna (allein).

Wie klopft mein Herz! Wie taumeln durch mein Haupt
Im innerm Streit die zweifelnden Gedanken!
O! Edward, Edward! Diese Augen sahen
Die deinen brechen! sah'n das letzte Lächeln,
Das die beglückte Seel' im Scheiden noch
Auf deinem bleichen Angesicht zurückließ.
Bald folg' ich dir! Was ist mir eine Krone?
Des Hofes Pomp und seine eiteln Freuden?
Der Krone, die dein Haupt itzt unverwelklich schmückt,
Der werth zu seyn, ist alles, was ich wünsche! —
Und doch entzückt der reitzende Gedanke
Mein Innerstes, das Glück so vieler Menschen
Zu machen! Ach! Wie oft, wie oft war dieß
Der Seufzer meines jugendlichen Herzens!
Um dieses nur, nur um die edle Macht,
Den Menschen wohlzuthun, Gott nachzuahmen,
Beneidet' ich das Glück der Könige!
Wie! Sollt' es wahr seyn? Riefe mich die Vorsicht
Zu diesem großen, göttlichen Geschäfte? —
Wie gerne öffnet sich mein willig Herz
Dem seligen Gedanken! Soll ich glauben,
Was Guilfords Vater, was der Mütter zärtlichste,
Was, wie es scheint, die Weisesten und Besten
Des Rathes glauben, Edwards Wille sey
Des Himmels Schluß, den Gott dem Sterbenden
Ins Herz gehaucht? — Zu rasche Hoffnung! Nein!

Du täuschest mich! Ein ungerechter Rath
Kann nicht vom Himmel kommen! — Aber wie?
Verdient die graue Weisheit meiner Väter,
Verdient der majestätische Senat
Brittaniens, die ungerechten Zweifel,
Die ich in ihre reifre Einsicht setze?
Wie, wenn sie besser als ein unerfahrnes Kind,
Was recht ist, wissen, was die große Pflicht
Fürs Vaterland und für die Nachwelt fordert? —
Wie ängstigt dieser zweifelhafte Stand
Mein ungewisses Herz! — Wer führet mich
Aus diesem Labyrinth? Wen kann ich fragen? — Alle
Sind wider mich! O Himmel, leite du
Dein gleitendes Geschöpf! Dein Will' allein
Gebiete meinem Willen! — Soll ich nicht
Der leisen Warnung folgen, die mein Geist
Stets in sich hört, der Stimme des Gewissens,
Die mir verbeut zu thun, was ich als Unrecht fühle?
Ja! Ja! Ich folge dir! Du bist
Die Stimme Gottes! Kein Fantom der Sinnen,
Kein blendendes Gewebe falscher Schlüsse
Soll mich vom ebnen Pfad der Tugend weichen machen!
(sie sieht Suffolk und Guilford kommen.)
O Himmel! stärke mich!

Fünfte Scene.

Herzog von Suffolk. Lord Guilford.
Lady Johanna.

Suffolk.

Ist dein Entschluß,
Wie ihn die Pflicht und unsre Liebe wünschet,

So laß, Johanna, deinen alten Vater,
Und Guilford, der dein ganzes Herz verdient,
Die ersten seyn, die das erwünschte Ja
Von deinen Lippen hören! Wie? du zögerst noch?
Hat Guilfords Vater dich nicht rühren können?
Mein Kind, betriege meine Hoffnung nicht!
Die Rettung deines armen Vaterlands
Sie hängt an deinem Ja! Du kennst, Johanna,
Die dringende Gefahr, worin wir schweben;
Der Staat, die Kirche, alle Frommen seufzen
Nach einer Fürstinn, die das große Werk,
Das Edwards Frömmigkeit begann, vollende!

L. Johanna.

Erlaube mir, mein Vater, eine Frage!
Ist wirklich sonst kein Weg zu Englands Rettung
Als dieser? —

Suffolk.

Nein! Wofern der Himmel
Nicht Wunder thut, die wir von ihm zu fordern
Kein Recht, noch zu erwarten Hoffnung haben.
Es ist kein andrer Weg zu Englands Rettung!

L. Johanna.

Und war es Edward selbst, der sterbend mich
Zur Königinn erklärt'?

Suffolk.

Er war es selbst!

L. Johanna.

Er selbst? — So wars in einer bangen Stunde,
Da sein Gemüth vom Todeskampf des Leibes
Entkräftet lag! — Er thats — vielleicht gezwungen.

Suffolk.

Ja! von der Liebe seines Volks gezwungen,
Vom Eifer, der in Seiner Engelsbrust
Für Gott und seine Wahrheit brannte!
Von einem Eifer, der die feigen Zweifel
Der falschen Klugheit dieser Welt verschmähte;
Der zwang ihn! — Fühltest du, was er empfand —

L. Johanna.

O könnt', o könnte doch mein Blut dich retten,
Mein Vaterland! Wie froh sollt es für dich
Aus jeder Ader sprudeln! — Du Allwissender,
Du bist mein Zeuge! —

Guilford.

— Erlaube, Theuerste
Erlaube dem, der deine Seele liebt,
Den rühmlichen Versuch, dich zu erbitten;
Doch nein! dein Guilford haßt, verschmäht den Zweifel
An deiner Großmuth! Niemahls liebt ich dich
Mit tiefrer Ehrfurcht, niemahls schienst du mir
Bewundernswerther als in dieser großen Stunde!
Aus Tugend weigerst du dich unsern Wünschen;
Nur eine Heldenseele, wie die deine,
Ist fähig, Kronen auszuschlagen! Aber itzt,
Geliebte, itzt ists größre Tugend, itzt ists Pflicht

Sie anzunehmen! Laß nicht allzuzarte
Spitzfündige Begriffe deinen Geist,
Zum Nachtheil deines reinen Herzens, täuschen;
Was einem ganzen Volke, was den Enkeln
Der Enkel nützt, wie könnten die Gesetze
Es Unrecht nennen? Ist das oberste Gesetz,
Das einzige, das keine Ausnahm' zuläßt,
Johanna! — ist es nicht des Volkes Wohlfahrt?
Komm! Überlaß dich frey den schönen Trieben
Der Großmuth, und dem sanften Zug der Liebe
Zum menschlichen Geschlecht! Verdiene
Die Freudenthränen des entzückten Danks
Von Myriaden, die nur dir ihr Leben,
Ihr Glück, und ihre Freyheit schuldig werden!
Wie wird die späte dankerfüllte Nachwelt
Noch mit Entzücken dein Gedächtniß segnen!
Die Mutter, mit dem Säugling an der Brust,
Der fromme Greis, der mit vergnügten Blicken
Die Enkel überzählt, die Gatten, die wie wir,
Sich lieben, alle werden dich, Johanna,
Die Schöpferinn von ihrem Glücke, segnen!

L. Johanna.

Ach! Guilford! Guilford! —

Guilford.

Sieh dein Vaterland,
In mir zu deinen Füßen. Theures Mädchen!
Du kennst das Elend, das auf alle wartet,
Auf alle, die die Fesseln Roms zerbrachen,
Auf alle Redlichen! — Ach! Kerker, Bande,
Und Schwert und Flammen sind den Heiligen

Gedräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grausamkeit
Der Priester schont des schwächeren Geschlechts,
Der Kinder nicht! des zarten Säuglings nicht!
Erbarme dich des nahmenlosen Elends,
Das Rach' und Blutdurst deinem Volke dräut!
Erbarme dich —

Suffolk.

Soll dein Gemahl, dein Vater,
Dein Vaterland, soll Edward selbst vom Himmel
Vergeblich flehen?

L. Johanna.

Nein! mein theurer Lord!
Steh auf, mein Guilford! Kniee nicht vor mir!
Mein Herz ersinket unter der Gewalt
Der Bitten, die von deinem holden Munde
So rührend schallen! — Nehmet mich, mein Vater!
Nimm, Guilford, mich! macht aus Johanna Gray
Was euch gefällt! —

Sechste Scene.

Northumberland. Die Vorigen.

Die Fürsten Albions
Erwarten sehnlich ihre Königinn!
Hat Großmuth endlich über ihre Zweifel
Den Sieg erhalten?

Suffolk.

Ja! Sie hat gesiegt.
Sie gab uns noch die Probe des Gehorsams,
Die sie uns schuldig war!

Northumberland.

Hinfür gebührt es uns
In deinen Winken unsre Pflicht zu lesen.
Heil dir, Prinzessinn, Heil dir, Enkelinn
Von alten Königen, du schönste Blume
Von Yorks und Lankasters vereintem Stamme!
Durch deren Eifer, unter deren Schutze
Die göttliche Religion der Christen
Ihr leuchtend Angesicht, von ihren Flecken
Gereinigt, siegreich über alle Länder
Erheben soll! Durch deren klugen Zepter
Gesetz und Freyheit, Fleiß und Überfluß
Und Wonne, diese segensreiche Insel
Zur Königinn der Erde krönen sollen.
Mein Knie beugt sich zuerst, dir ehrfurchtsvoll
Den Bund der unverletzten Treu zu weihen!
Heil, Ruhm, und Glück der Königinn Johanna!

Suffolk. Lady Suffolk. Guilford.

Heil, Ruhm, und Glück der Königinn Johanna!

Northumberland.

Gefällt es dir, Prinzessinn, den Senat
Durch deine Gegenwart zu ehren,
Und von den Edelsten der Britten
Den Eid der Treue zu empfangen?

Dann soll das ganze Volk den theuren Nahmen hören,
Der unsern Enkeln heilig bleiben wird!

L. Johanna.

Ich folge dir! (Sie bleibt allein.) Geheimnißvolles
Schicksal!
Wie spielst du mit den Menschen! — Diese schnelle
Verwandlung — Doch ich schweige! Höre du,
Der du die Unschuld dieses Herzens kennest,
Die heißen Seufzer meiner bangen Seele!
Häuft dieser schwarze Tag das Maß des Unrechts
Auf Englands Haupt, ist dein gerechter Zorn
Noch nicht versöhnt, und warten neue Plagen,
Sich über dieses unglücksel'ge Land
Zu stürzen? Gott! So höre mein Gebet!
Verschone seiner! Laß auf mich allein
Die Strafe fallen! Mich allein, o Gott,
Für mein geliebtes Volk zum Opfer werden!

(geht ab.)

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Sidney. Lady Johanna.

Sidney.

Heil dir, Johanna! Du, in welcher Edward
In engelähnlicher Gestalt vom Himmel
Zurück gekommen scheint, sein Volk zu retten.
Die Tugend selbst besteigt mit dir den Thron,
Und würdigt uns, für unser Glück zu sorgen.
Dein Anblick heitert jede trübe Stirne
Mit Hoffnung auf, und trocknet unsre Thränen.

L. Johanna.

O! meine Schwester! (diesen süßen Nahmen
Wird stets mein unverändert Herz dir geben)
O! hoffe nicht zu früh! Noch ist es dunkel
Rings um uns her; das Schicksal hat den Ausspruch
Noch nicht gethan; noch darf ich es nicht wagen,
Der süßen Hoffnung mich zu überlassen,
Die mehr, als tausend Königskronen, glücklich
Mich machen würde, dieser theuern Hoffnung,

Brittannien befreyt, beglückt zu sehn —
Ach! dürft' ichs! schreckten nicht geheime Schauer
Und bange Zweifel mein beklemmtes Herz —
Wie glücklich! —

Sidney.

Fürchte nichts, du schöne Unschuld!
Dein bloßer Anblick könnt' in Tiegerseelen
Des Lammes zahme Sanftmuth hauchen!
Dein Nahm' erhitzt die muthigen Beschützer
Der guten Sach', entnervet deine Feinde!
Und könnte ja die Ungerechtigkeit
Der Menschen dich verlassen — o, so wird
Der Himmel sich zu deinem Schutz eröffnen!
So werden Serafim, zu Tausenden
Von Gott gesandt, sich sichtbar um dich lagern,
Mit jenen Waffen, die den ersten Aufruhr
Im Himmel dämpften, mit dem Donner Gottes,
Die Häupter der Rebellen zu zerschmettern!

L. Johanna.

O dürft ich mich mit dieser Freudigkeit,
Mit dieser Kühnheit, welche das Bewußtseyn
Der Unschuld giebt — Und doch — was that ich denn,
Daß mir mein Herz von unbekannten Schrecken
So ängstlich bebt? — Mein innerster Gedanke
Giebt meinem unbefleckten Willen Zeugniß!
Kein Stolz, kein eitler Wunsch mich, über alle
Erhöht zu sehn, kein thörichtes Gefallen
Am Flittergold der falschen Ehre,
Am leeren Schaum der Freuden dieser Welt,
Besiegte mich! Was ich gethan, das that ich,

Den Untergang von diesem Volk zu wenden! —
Warum erbebst du denn, zu schwaches Herz?
Was zagest du, wie ein Verbrecher zagt,
Den das Bewußtseyn seiner Thaten martert?
O süße Ruh, o heitre, sorgenfreye,
Zufriedne Zeit der unschuldsvollen Kindheit!
O Tag', in stillen unbereuten Freuden,
Im Schooß der blühenden Natur, mit dir,
Mein Edward, in der heiligen Gesellschaft
Der Weisen Gräciens gelebt, o goldne Tage!
O sanfte Nächt', in ungekränkter Ruh
Und leichten Träumen unbemerkt verschlummert.
Wo seyd ihr hingeflohn? Ach niemahls, niemahls
Mich wieder zu besuchen! — Welch ein Tand
Sind diese Kronen! Ach wie wenig scheut
Der bleiche Gram den königlichen Purpur!
Wie spottet dieses schimmernde Gepränge
Der Sorgen, die in meinem Busen klopfen!

Zweyte Scene.

Die Vorigen. Guilford.

Guilford.

Ich komme, meine theurste Königinn,
Dir die Versichrung von der festen Treue
Der Stadt zu bringen! Muth und frommer Eifer
Für ihre Königinn erhitzt die Bürger,
Beseelt den Rath. Die nie verschloßnen Tempel
Ertönen stets von Seufzern und Gelübden
Für dich, und für den Sieg der guten Sache.

In dieser Stunde, zweifle nicht, Geliebte!
Wird sich, im Angesicht der ganzen Erde,
Der Himmel selbst für dich erklären, —
Bald wird Northumberland im Siegsgepränge
Durch unsere Thore ziehn, und deine Feinde
Zu deinen Füßen legen!

L. Johanna.

Meine Feinde!
Ach, das ist euer Werk! Ich Unglückselige,
Ich hatte keinen Feind! Mein sanftes Herz
Hat nie des Hasses Regungen empfunden.
Es athmet Huld und allgemeine Güte
Ich liebt' in jedem Menschen einen Bruder!
Ich hatte keine Feinde, bis ihr mich
Zu dieser That verführtet, die euch allen
Vielleicht verderblich ist, die wider mich
Die halbe Welt empört, und meinen Nahmen
Der späten Nachwelt noch zum Abscheu macht.
O wie bethörte mich mein eignes Herz!
Mich selbst, mich klag ich an. Ich sah die Folgen
Vorher, sie schwebten fürchterlich verbreitet
Vor meiner Stirn, ich fühlt' ein warnend Lispeln
In meiner Brust — und dennoch gab ich nach!

Guilford.

Großmüthig gabst du unserm Flehen nach,
Dein Vaterland vom Untergang zu retten.

L. Johanna.

O! schone meiner, Guilford, nenne mir
Dieß Wort nicht mehr, das meines Unvermögens

So schmerzlich spottet! Ach! wen kann ich retten?
Was hab' ich meinem Vaterland zu geben,
Als Thränen? — Thränen, in das Blut zu mischen
Das jetzt — o Gott! um meinetwillen fließt!
Ich Unglücksel'ge bins, die über England
Den Jammer häuft! Ich waffne Brüder gegen Brüder,
Und färbe dieses Land mit seiner Kinder Blut —
Und wenn Maria siegt, wenn ihre Rachsucht,
Gereitzt von meinem Frevel, sie zu Wuth
Und grenzenloser Grausamkeit entflammt,
Wenn Ströme Bluts den Zorn versöhnen müssen,
Den ich allein verdien', — o liebster Guilford!
Wie kann ich sie ertragen, diese schwarzen
Entsetzlichen Gedanken? —

Guilford.

Meine Königinn!
Was quälest du dein Herz, dieß Paradies,
Wo Ruhe nur und Wonne lächeln sollten,
Mit diesen schreckenvollen Träumen?
Nein, nein, du schöne Unschuld! Nein! die Vorsicht
Verläßt dich nicht! Sie kann dich nicht verlassen,
Dich, deren Geist das Bild der Gottheit strahlt!
Ist sie mit dir, wen fürchtest du Johanna?
Das Glück? — Es ist der Vorsicht unterthan!
Kein blinder Zufall stört den Plan der Weisheit,
Die alles lenkt, die Harmonie der Dinge!
Ist dir Mariens Anhang fürchterlich?
Verachte diese lasterhafte Rotte
Von Mißvergnügten, welche nur der Umsturz
Des Vaterlandes glücklich machen kann,
Von Schwärmern und von Mönchen, deren Waffen

Nur Flüche sind, die in der Luft zerflattern,
Verschmäht vom Himmel, oder auf die Häupter
Der wilden Eifrer selbst zurückgeschleudert!
O fürchte nichts, so lange noch die Tugend
Bewundrer hat, so lange Suffolk lebt,
So lange Pembrok, Mason, Arondel,
Des Adels Häupter, deinen Zepter ehren!
Du sahst ja selbst den kühnen Muth der Männer,
An deren Stirne dein Northumberland
Der kleinen Rotte bebender Rebellen
Entgegen zog, die Sussex aufgewiegelt!
Der Sieg ist Dein, wenn anders noch die Tugend,
Wie einst, den Busen ihrer Söhn' erhitzt.
Er wird nicht blutig seyn. Der bloße Anblick
Der Helden wird die feige Schar entwaffnen.
Die frohe Zeitung kann nicht mehr verziehn.

L. Johanna.

Du hoffst zu freudig, Guilford! weil du liebst.
Die Liebe macht dich kühn! Mich macht sie zittern.

Guilford.

Hat denn die Traurigkeit dein zärtlich Herz
So ganz erfüllt, daß für die süße Hoffnung
Kein Raum mehr ist? — O fühltest du, was ich!
Wie würden schnell des Kummers düstre Wolken
Vom reinen Himmel deiner Seel' entfliehn!
O! Dein Besitz hat mir mein ganzes Wesen
Zur Lust gestimmt! Was ich empfind' und denke,
O! jeder Pulsschlag, jeder Athemzug
Ist Freud' und Wonne — Dich, in deren Bildung,
Was nur das Auge liebenswürdig sehen,

Die Seele denken kann, vereinigt ist;
Dich, deren Geist im Sonnenschein der Weisheit
So früh zur schönsten Blüthe reifte,
In deren Brust die Tugend alle Triebe
Zu schwesterlicher Harmonie gestimmt,
Die jeder liebt, der dich erlickt, bewundert,
Wenn er dich hört, verehrt, wenn er dein Leben sieht;
Dich mein zu nennen, ganz für mich geschaffen,
Und mich für dich! In deinen holden Armen
Ein Leben, gleich dem schönsten Frühlingstag
In ungestörter Heiterkeit zu leben —
Wie sollte solch ein Glück mich nicht entzücken?
Und, O! wie ist die Vorsicht meinen Wünschen selbst
Zuvorgekommen! Sie, die dich
Auf einen Thron gesetzt, erklärt dadurch
Daß nur die höchste Stufe Deiner würdig sey.
Die göttliche Johanna wird nicht nur
Die Wonne ihres treuen Guilfords seyn!
Sie wird der Stolz, die Freude eines Volkes,
Sie wird ein Wunder allen Völkern seyn.
Sie wird die himmlische Religion
Zu ihrer Rechten setzen, wird den Frieden,
Und sein Gefolge, Fleiß und Überfluß und Künste
Im milden Schatten ihres Thrones lagern!
Sie wird —

L. Johanna.

O! theurer Guilford! Reitze nicht
Mein allzuwillig Herz, in süße Träume
Sich einzuwiegen! — Was du hoffst, Geliebter,
Ist allzuviel für dieses Prüfungsleben.
Doch, was mein Schicksal sey, in deinen Armen
Soll auch das Elend, soll der Tod mir selbst

Will-

Willkommen seyn! — Ach Guilford, diese Höhen
Des Glücks sind schlüpfrig, sind mit jähen Klippen
Und Tiefen rings umzäunt! O! lebten wir
Fern von des Hofes ungetreuen Freuden,
In unbekannter Einsamkeit! Verbärg'
Ein schlechtes Strohdach unser Glück dem Neide
Der großen Welt! O lebt' ich da mit dir
Von Sorgen frey, und frey von eiteln Wünschen,
Vergnügt mit dem, was die Natur begehrt,
Und willig schenkt, durch unsre Liebe glücklich!
Wie freudig wollt' ich an den Schäferstab
Den Zepter tauschen, und, statt dieser Perlen,
Mit frischen Rosen meine Locken schmücken.

Guilford.

Du Engelseele, wie entzückst du mich!
Wie würdig zeigt dich diese große Denkart
Des Thrones, den du zieren wirst!
Die Hütte würde, wenn sie deinen seltnen Werth
Verbärge, glänzender als diese Wohnung
Der Könige! Durch deine seltne Tugend
Wird dieser Königssitz ein heil'ger Tempel
Des allgemeinen Glückes werden!

L. Johanna.

Vor wenig Stunden war mein höchster Wunsch,
Von Unschuld und von Weisheit stets geleitet,
Mich unbemerkt durch diese Welt zu schleichen,
Mein größter Stolz, dich, mein Geliebter, glücklich
Zu machen! Niemahls ahnte meinem Herzen,
Auch nur im Traum, was mir begegnet ist.

Der König stirbt; die gleiche Unglücksstunde
Setzt mich auf seinen Thron; ich widersteh' umsonst;
Erschüttert von den Bitten unsrer Väter,
Und des Senates, überlaß ich mich
Der fremden Führung; und nun ist ein Schlachtfeld
Der Richter zwischen mir und Edwards Schwester.
Northumberland ficht nun mein Schicksal aus!
Ich falle, wenn er fällt, und siege, wenn er siegt.
O Guilford, welch ein Räthsel ist dieß alles
Für meinen Geist! Was wird noch aus uns werden? —
Der Himmel weiß es! — In gelassner Demuth
Ergeb' ich mich in seinen heil'gen Willen!

Guilford.

Wenn mich nicht alles trügt, so wird der Ausgang
Dein Räthsel — Still! wer nähert sich? — Es ist
Dein Vater — Himmel! was verkündigt uns
Sein kummervoller Blick!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Suffolk.

Suffolk.

Ach meine Kinder!

Guilford.

Was ist's, mein Vater?

Suffolk (indem er gen Himmel sieht).

Stärke mich! — mein Sohn!
O Tochter, eines bessern Glückes würdig!

O meine Kinder! Ach, wie soll ich's sagen?
Mein Anblick spricht für mich! O bange Stunde!

L. Johanna.

Das Schrecklichste, was dieser Tag uns brachte,
War Edwards Tod! — Der Schlag hat mich auf alles
Schon vorbereitet.

Guilford.

Redet, theurer Lord!
Die Ungewißheit foltert meine Seele.

Suffolk.

Dein großer Vater, er, auf dessen Macht,
Und Muth und Klugheit alle unsre Hoffnung
Sich stützt', er ist —

L. Johanna.

Wie? ist er todt? Erschlagen?

Suffolk.

Er ist verrathen! ganz zu Grund gerichtet,
Und wir mit ihm. Das Heer, an dessen Stirne
Wir ihn gesehen, war ein Schwarm Verräther.
Schon auf dem Wege schmolzen sie zusehends
Von seiner Seite weg. Mit einem kleinen Haufen
Stößt er auf Sussex. Plötzlich fliehen auch
Die Wenigen, die ihm geblieben waren,
Mariens Anhang zu. Die Luft erschallt vom Nahmen
Der neuen Königinn, und jauchzend rufen alle:
Maria leb', es stürze der Tyrann!
Er sucht umsonst, zu fliehn. Der ungetreue,

Verrätherische Graf von Arondel
Umringt ihn, macht ihn in Mariens Nahmen
Zum Staatsgefangnen, und ist jetzt begriffen,
Ihn im Triumf durch London aufzuführen.

L. Johanna.

Dieß, Guilford, war's, was mir mein schaudernd Herz
Vorhergesagt!

Guilford.

Ha! Welch ein Donner schleudert mich vom Himmel
Zum Acheron herab! Bestürzung und Entsetzen
Versteinert mich! Wie? — Alles umgestürzt —
Northumberland verrathen und in Fesseln —
Maria Siegerinn! — Und du, Johanna —
O schrecklicher Gedanke —

L. Johanna.

Fasse dich, mein Guilford,
Und bete schweigend an!

Guilford.

Und kannst du diesen Donnerschlag des Schicksals
So ruhig dulden?

L. Johanna.

Soll ich klagen, Guilford,
Daß ich aus einem Morgentraum erwache?
Daß diese Kronen, diese Wolkenbilder
Von Majestät und königlichem Pomp,

In's Nichts, das sie gebar, zerflossen sind?
Nein, theurer Guilford, nein! ich klage nicht!
Ihr irrtet euch. Der Himmel hatte mich
Zu dieser glänzenden Bestimmung nicht berufen,
Wozu ihr mich erhob't!

Guilford.

O, lege nicht, Johanna,
Dem Schluß der Vorsicht zu, was nur die Wirkung
Der Niederträchtigkeit der Menschen ist!
Gerechter Himmel! Welche Welt ist das!
Ist's möglich? Sind denn alle, die ich redlich,
Sind alle, die ich unsre Freunde glaubte,
Verräther worden? Ist es Pembrok auch?
Ist's Mason auch? Nein! nein! — Die gute Sache
Liegt noch nicht ganz! Es sind noch Tugendhafte!
Ich eile, sie zu suchen. — Alles ist
Noch nicht verloren! Nein! Ein Streich des Unglücks
Soll tapfre Seelen nicht zu Boden schlagen.

L. Johanna.

O Guilford, bleibe! Zeige deine Größe
Durch männliche Geduld! Dem Himmel widerstreben,
Ist falscher Heldenmuth!

Guilford.

Die Tugend, Königinn,
Prallt nicht vor jedem Widerstand zurücke.
Gefahren sind für sie nur stärkre Reitze,
Die Kräfte zu verdoppeln. Halte mich
Nicht auf, Johanna! Alles kann sich noch
Zu deinem Vortheil ändern!

(Geht ab.)

Suffolk.

Wohin, zu edler Jüngling, willst du eilen?
Vergeblich suchst du Helden, die dir gleichen,
Vergeblich Freunde! — Ach! der Unglücksel'ge
Hat keinen Freund! Er mag sich selig preisen,
Wofern er noch statt Hülfe Mitleid findet!
Doch er ist weg.

L. Johanna.

O Gott verlaß ihn nicht!

Vierte Scene.

Suffolk. L. Johanna.

Ach! mein geliebtes Kind! wie? darf's dein Vater wagen,
Sein Aug' auf dich zu richten? dich, vor kurzen
Den Gegenstand, auf dem es mit so süßer
Befriedigung, und stiller Wonne ruhte!
Ach, selbst dein stummer Anblick klagt mich an!
Ich half dich elend machen!

L. Johanna.

Theurer Vater!
Verschonet mich! Nur euer Leiden kann
Mich elend machen; dieser Wechsel nicht.

Suffolk.

Wo war mein Geist? Wo waren meine Sinnen,
Als ich den eiteln Anschlag fassen half,
Von dem jetzt du und wir das Opfer werden?

O mein zu schwaches Herz! Wie konnten mir
Northumberlands ehrgeitzige Entwürfe
Verborgen bleiben! Wie bezauberten
Mich seine Künste! — Ach! sein Stolz allein,
Sein Stolz, jetzt seh' ich's, ist die Quelle unsers
Jammers!
Zu spät sieht mein entnebelt Auge hell!
Es öffnet sich, doch nur des Abgrunds Tiefen
Zu sehn, in welche wir gestürzet sind.

L. Johanna.

Ich, theurer Lord, ich seh' in unserm Schicksal
Auf die geheime Hand der Vorsicht nur.
Sie, sie regiert mit unbegrenzter Weisheit
Die Sfäre unsrer Thaten, lenket alles
Nach ihrem Plan, und schafft aus Bösem Gutes.
Mein Herz ist ruhiger, es klopft mit sanftern Schlägen;
Ich athme wieder frey, seitdem mein Schicksal
Entschieden ist — Die Vorsicht sey gelobet,
Auch wenn sie uns durch rauhe Wege führt!
Sie sind die kürzesten in eine beßre Welt.

Suffolk.

O diese Tugend, die in solchem Glanze
Sich in der Prüfung zeigt, durchbohrt nur tiefer
Mein väterliches Herz, — O wärst du nicht,
Mein treuer Zeuge, der du die Gedanken
Der Geister siehst, daß meine Absicht rein war,
Daß nur der fromme Eifer, deine Kirche
Den Flammen zu entziehn, dieß arme Land
Dem Untergang, mein wankend Herz besiegte.
O! stützte dieses tröstende Bewußtseyn

Nicht meinen Muth — Doch hier kommt deine Mutter,
Johanna! — Wie viel Unglückselige
Hat dieser Tag gemacht! —

(Er geht ab.)

Fünfte Scene.

Lady Johanna. Lady Suffolk.

Lady Suffolk.

Verwünscht sey mein fataler Rath! Verwünscht
Die Zunge, die zu deinem Untergang
So wortreich war! — Johanna! — Ach mein Kind!
Mir bricht mein Herz —

Lady Johanna.

Geliebte theure Mutter —

L. Suffolk.

O! nenne mich mit diesem süßen Nahmen,
Der einst mein Stolz war, nicht! Ich bins nicht würdig —

L. Johanna.

Nur dieß, nur was ihr leidet, ängstigt mich!
Wenn ihr nicht elend seyd, so bin ich ruhig.
O! quält mich nicht, die Vorwürf' anzuhören,
Die ihr euch selber macht! Ihr waret schuldlos.
Aus Mitleid gegen mich besänftigt euern Schmerz,
Der mir das Herz zerreißt —

L. Suffolk.

O Himmel, fielen alle deine Blitze
Auf mich allein! — Könnt ich mit meinem Leben
Den holden Liebling meines Herzens retten!
Dann, dann, Johanna, würde deine Mutter
Sich glücklich halten. —

L. Johanna.

Mutter! mildre deine Zärtlichkeit;
Sie tödtet mich! So ist denn gar kein Weg
Zu unsrer Rettung übrig?

Lady Suffolk.

Keiner!
Ach! Keiner! Alles, alles ist verloren.
Ich sah Northumberland in Fesseln, hörte
Des Volkes Hohngelächter, ihn so niedrig,
So klein zu sehn. Sie nannten ihn mit Flüchen
Verräther, Feind des Vaterlandes, Mörder
Des ehrfurchtswerthen Vormunds unsers Edwards,
Des frommen Sommersets. — Indeß hat Sussex schon
Mit seinen Kriegern sich der Stadt bemeistert.
Maria hat den alten Gardiner,
Den Wüthrich, der von außen ein Johannes,
Von innen wilder als Herodes ist,
Voraus geschickt; er führt das große Siegel
Des Reichs, und donnert allenthalben schon
Befehle, die nur Jammer profezeyen.

L. Johanna.

So fahret wohl, ihr goldnen Hoffnungen
Von Glück und Seligkeit auf dieser Erde!

Mein Vaterland, und du, du kleine Schar
Der Redlichen, der Lehrer und Bekenner
Des Evangeliums! — Euch wird der Himmel retten!
Ja, unsichtbare Macht, die du allgegenwärtig
Die Sfären lenkst, und alles siehst und ordnest,
Du sahst, was meinen tiefen Abscheu brach,
Den aufgedrungnen Zepter anzunehmen.
Schau jetzt, ich beuge dankvoll meine Kniee,
Daß du dein Amt aus meinen schwachen Händen
Zurücke nimmst! Dein ist's, die Menschen, die du schufst,
Die Kirche, die du pflanztest, zu erhalten! —
Du wirst es thun! — An mir gescheh dein Wille!

Sechste Scene.

Die Vorigen. Guilford.

Guilford.

Verwünscht sey diese ungeheure Welt,
Und das Gezücht von Schlangen und Harpyen,
Das sie bewohnt! — Wie? — Sind dieß Menschen? — Nein!
Des Abgrunds Rachen hat euch ausgespien,
Verräther! Euer schwarzer Hauch vergiftet
Die milde Luft! — O Sonne, kannst du noch
Dein heilig Licht zu solchen Gräueln leihen!
Wie tobt mein feurig Blut! —

L. Johanna.

Mein Guilford!

Was ists?

Lady Suffolk.

Was kann noch Ärgers auf uns warten,
Als was wir wissen?

Guilford.

Alle diese Freunde,
Johanna, die mit falscher Zunge dir
Vor wenig Stunden noch ihr Leben weihten,
Die schmeichlerische Brut der Höflinge,
Die kaum vor uns ihr schändlich Knie noch beugten,
Und selbst — o Scheusal! — deine Räthe selbst,
Die kaum mit aufgehabnen Händen schwuren,
Dir, dem Gesetz und unserm heil'gen Glauben
Getreu zu bleiben, alle sind Verräther,
Verdammte Heuchler! — Pembrok, — ach! mein Freund,
Mein Pembrok selbst, — von Gardiner betrogen,
Fiel zu Marien ab!

L. Johanna.

Und kannst du, Guilford,
Mir einen Zeitlauf nennen, da die Menschen
Nicht so geartet waren? Glaube mir,
Die schöne Tugend hat zwar viele Schmeichler,
Doch wenig treue Freunde! Glück und Macht,
Und Pomp und Glanz, wenn diese das Gefolge
Der Tugend sind, dann findet sie Verehrer;
Doch fallen diese von ihr ab,
So flieht der Heuchler Schwarm, vergöttert jetzt
Mit gleicher Falschheit das gekrönte Laster,
Und du, o nackte Tugend, bleibst allein.

Lady Suffolk.

Den Schmerz, der meine Brust zerreißt,
Hat keine Mutter noch gefühlt! — Mein Mund
Versagt mir Klagen, meine Qual zu lindern,
Meine Auge Thränen.

L. Johanna.

Warum kann ich doch
Die Einzige nicht seyn, die leidet? — Ach! mein Schicksal
Liegt hart auf mir! — Ich bin dazu verurtheilt,
Die Freude aller, die Natur und Freundschaft
Mir theuer macht, in Jammer zu verkehren.
Doch murre nicht, mein Herz! — Die Leiden, die der Himmel
Uns schickt, sind heilsamer als selbstgewählte Freuden.

Guilford.

Gott! welche schreckliche Verwandlung!
Wo bin ich? — Bin ich Guilford? — Bin ich der,
Der noch vor wenig Stunden kaum die Engel
Beglückter hielt als sich? — War's nur ein Traum,
Als lauter Wonne, lauter Hoffnung mich
Umlächelte? — Wozu erwach' ich jetzt?
Zu welcher dunkeln grauenvollen Aussicht
In Jammer ohne Maß! — Ein Augenblick
Hat rings um mich die Welt in eine Hölle
Verwandelt! Die ich Menschen glaubte,
Sind Furien und Schreckgespenster worden!
O! dieses blaue himmlische Gewölbe,
Der Thron des Tages, ist ein schwarzer Kerker
In meinen Augen! Diese Frühlingsluft,

Der Blumen reinster Athem, haucht mir Gift!
Mich dünkt, ich steh' allein, auf den Ruinen
Der eingesunknen Welt, von todten Schatten
Und Schrecknissen umringt. —

Lady Suffolk.

Welch ein Getümmel!
Wer kommt? — O weh uns! Gardiner! —
Er ist es selbst. —

Siebente Scene.

Die Vorigen. Bischof Gardiner.
Ein Offizier und Soldaten.

Gardiner.

Mit Recht erschreckt euch meine Gegenwart,
Ihr doppelten Verräther, gegen Gott
Und eure Königinn! Empfindet jetzt
Der Rache schweren Arm! Die Häupter der Verschwörung,
Northumberland und Suffolk sind in Fesseln!
Maria herrscht. Ihr heiliger Befehl
Spricht jetzt durch meinen Mund! —
Man führe schleunig
Dem Tower sie zu! — (Zum Offizier.) Mein Herr! euch ist die Sorge
Für die Gefangnen von der Königinn
Vertrauet. Euer Leben wird für sie
Die Bürgschaft seyn.
(Zu den Soldaten.)
Thut eure Pflicht! was zaudert ihr?

Lady Suffolk.

Unmenschlicher! — Ach, warum nimmt mein
Elend
Mir nicht die Sinnen ganz? —

Guilford.

Zurück, Verruchte!
Erkühnt euch nicht — Ha! Tod und Hölle sey
Dem Ungeheuer, dessen wilde Faust —

Gardiner.

Sinnloser Jüngling! Diese eitle Wuth
Wird weder sie noch dich erretten.
Ergreifet ihn, und dieß bethörte Mädchen,
Das, von Geburt bestimmt, die Schleppe
Des königlichen Schmucks Marien nachzutragen,
Sich würdig glaubte, ihren Thron zu füllen.

Guilford.

Zertheilt euch Wolken, — Schau empor, Tyrann!
Sieh, wie die Engel über diesen Anblick weinen!

Vierter Aufzug.

(Der Schauplatz ist ein Zimmer im Tower.)

Erste Scene.

Guilford. Lady Johanna.

Guilford.

Du schweigst, Johanna! hörest meinen Klagen
Verstummend zu, und ernste Stille ruht
In deinem Blick; nicht Eine Thräne schleicht
Von deinen schönen Wangen. Fühlst du denn
Dein eignes Elend nicht? du, deren Herz
So schnell, so zärtlich fremde Leiden fühlet.
Wie weintest du auf Edwards Leiche hin?
Und jetzt, da dich ein eisernes Geschick
Vom kaum bestiegnen Thron in diesen Abgrund
Von Jammer stürzt, da dein betäubtes Ohr
Noch von dem Siegsgeschrey der Feinde wiederhallt,
Da ihre Wuth nach deinem Leben schnaubt,
Und dieser Pöbel selbst, der kürzlich dich gesegnet,
Mit Flüchen jetzt dein Todesurtheil spricht!

Da jedes nähernde Geräusch vielleicht
Der Fußtritt eines Todesboten ist,
Herrscht Seelenruh, und unbewölkte Stille
In deiner Brust, ergießt sich sichtbarlich
Durch dein Gesicht, und bindet deine Zunge.

L. Johanna.

O Guilford! glaube nicht, ich fühle minder
Als du, den ganzen Umfang unsers Jammers.
Wie könnt' ich alles, was mir theuer ist,
Den besten Vater, und die zärtlichste
Der Mütter, wie dich selbst, mein Guilford, dich!
Unglücklich sehn und unempfindlich bleiben?
O! was ich fühle — Aber soll ich noch
Durch Bilder meiner Pein dein Elend häufen?
Mein Mund ist stumm, mein Auge leer an Thränen;
Doch hier, hier, Guilford, bebt von nahmenlosen Leiden
Die bange Seel' und ächzt zum Himmel auf!

Guilford.

Durch diese düstre schreckenvolle Nacht,
Die uns so schnell den schönsten Tag entzog,
Durch dieses Kerkers Todesschatten selbst,
Dringt noch ein Strahl von Hoffnung in mein Herz.
Du wirst nicht sterben, göttliche Johanna!
Nein, nein, der Himmel, der so liebenswürdig,
So würdig der Unsterblichkeit dich schuf,
Erschuf dich nicht, um in der ersten Blüthe
Zerstört zu werden! Nein! Er sandte nicht
So viel Vortrefflichkeit in dir herab,
Der Welt so schnell dich wieder zu entziehen —

Du wirst noch leben, und den Menschen lange
Der schönsten Tugend schönstes Urbild seyn!
Und ich? In deinem Arm ist mir das Leben
Ein Paradies; und selbst der Tod willkommen!

L. Johanna.

Wie gerne wünscht' ich deinen Hoffnungen
Des Himmels Beyfall. Aber — ach! Geliebter,
Du schmeichelst dir zu viel. Die Zeit der süßen Träume,
Der unschuldsvollen reitzenden Bezaubrung
Der jugendlichen Liebe ist vorbey!
Die Hoffnung, die dir lächelt, ist ein Traum,
Ein eitler Traum, womit dein liebend Herz
Sich selber täuscht. Die Erde läßt uns nichts
Zu hoffen übrig. Komm, mein theurer Guilford,
Die Zeit erfordert ernstere Gedanken;
Nichts bleibt uns übrig, als uns zu gewöhnen,
Den Untergang der reitzendsten Entwürfe
Von Glück und Liebe, jede süße Hoffnung
Im Keim erstickt, des Lebens beste Freuden
Zerstört zu sehn! — Des Elends bangsten Scenen,
Und allem, was die menschliche Natur
Mit Angst erfüllt, was uns in jeder Ader
Das Blut erstarren, jede Nerve zucken macht,
Mit unbewegtem Auge ins Gesicht zu schauen,
Dieß, Guilford, ist's, was wir jetzt lernen müssen!

Guilford.

O sage mir, du Heldinn, sage mir,
Welch eine Kraft erhöht dein sanftes Herz
Zu dieser wundervollen Größe?

L. Johanna.

Der Glaube, Guilford, den die göttliche Religion
In unsrer Brust entzündt, das große Beyspiel,
Das unser Meister gab, die frohe Zukunft,
Die er versprach, o diese helle Aussicht
In jene grenzenlosen Seligkeiten,
In Freuden, die kein Schmerz verbittert,
Kein Ende kürzt; dieß unterstützt den Muth
Der redlichen sich selbst bewußten Unschuld;
Dieß macht den Märtyrer der Flammen lächeln,
Und hebt die Seele, (ob der Leib von Staube
Sie gleich noch fesselt,) über jede Schwachheit
Der irdischen Natur empor.

Guilford.

O! Du, vom Himmel mir zum Genius
Geschenkt, du sichtbars Ebenbild der Tugend,
Wie mächtig fühl' ich diesen Augenblick
Die Stärke deines Beyspiels! — Welch ein Muth
Ergießt aus deinem seelenvollen Auge
Sich in mein Herz, und schwellet meine Triebe!
O Tugend, o Religion der Christen,
Wie schön seyd ihr! Zu welcher Engelsgröße
Erhebet ihr den Sohn des Staubs, den Menschen!
Wie fühl' ich eure Schönheit! Wie entflieht
Vor euerm Glanz der Kummer und die Klage —

L. Johanna.

Mein Guilford, hörst du nichts? Mir war, ich hörte
Von fern die Stimme meines Vaters! — ach!

Wie kann die kranke Fantasie sich täuschen! Ist er nicht
In Fesseln? — Himmel! welch ein Wunder!
Er ist es selbst!

Zweyte Scene.

Der Herzog von Suffolk. Die Vorigen.

L. Johanna.

O theurer Vater!
Sprich, welch ein Engel hat dich aus dem Kerker
Zu uns geführt?

Suffolk.

Die Vorsicht, die dich liebt,
Die Schützerinn der Unschuld, meine Tochter!
Die führet mich zu dir. Sie brach die Fesseln,
Schloß meinen Kerker auf, und brachte mich zu dir.
Ein Strahl vom Himmel hat Mariens Herz
Für uns gerührt. Sie schenkte mir die Freyheit.
Und ein Gerüchte, welches mein Begegniß
Glaubwürdig macht, verspricht mir, meine Kinder,
Euch bald aus diesen grauenvollen Mauern
Erlös't zu sehn. Nur diese Hoffnung macht
Mir meine Freyheit werth.

Guilford.

Was sagt mein theurer Vater?
O Suffolk! Ehrenvoller Greis! Dein Antlitz
Ist meinem Blick das Antlitz eines Engels!

O Wunder! Darf ich's glauben? oder öffnet sich
Mein Herz zu schnell dem ungewissen Schimmer
Des bessern Glücks? — Ja, Vorsicht, uns geziemt
Von deiner Güte stets das Beste zu erwarten.

Suffolk.

Ich hörte, Gardiner, der alte Bischof
Von Winchester, sey von der Königinn
Zu dir geschickt, Johanna, ihren Willen
Dir anzukünden —

L. Johanna.

Was seit Edwards Tode mir
Begegnet ist, füllt meine Seele
Mit Zweifel, Furcht und innerlicher Ahnung;
Der Himmel hat zu neuen Prüfungen
Vielleicht mich auserseh'n; von ihm allein
Erwart ich Kraft, die Probe wohl zu halten!

Guilford.

Laß, Theuerste, laß deines Vaters Freyheit,
Dieß unverhoffte Wunder jener Macht,
Die unsichtbar den Lauf der Dinge lenket,
Laß dieses mindstens dein zu ängstlich Herz
Mit frohern Ahnungen erheitern.
Noch können wir, Johanna, glücklich werden.
Noch kann mich deine Liebe glücklicher,
Als der Besitz von tausend Kronen machen.
Ja! Himmel! Sende nur mein ruhmlos Leben
Nach harter Arbeit mit beschwitzten Händen
In dunkle Niedrigkeit; bestimme mich,
Mein Brot zu essen — laß mir diese nur,
Die beste Gabe, die ich von dir bitten,

Und deine Güte mir gewähren konnte!
An ihrer Seite wird mein frohes Leben
Auch in der ärmsten Hütte paradiesisch,
So wie des ersten neuerschaffnen Paares
In Edens schöner Einsamkeit, verfließen!

Suffolk.

Ach Guilford! Ach Johanna! Wenn ich euch
Mit dieser schnellen Wiederkehr von Hoffnung
Nur nicht zu früh geschmeichelt habe! —
Ein Rückfall wäre tödtlich — Aber hier
Ist Gardiner bereits —

Dritte Scene.

Gardiner. Die Vorigen.

Gardiner.

Ich komme nicht, Prinzessinn, deine Wunden
Noch durch Verweise tiefer aufzureissen.
Du strebtest lüstern nach versagten Höhen:
Dein Fall ist deine Strafe! — Doch Maria,
Nach deren Krone du die kühne Hand
Verräthrisch ausgestreckt, Sie, welcher die Geburt
Ein unverletzlich Recht zum Zepter gab,
Will jetzt durch Proben ihrer Großmuth zeigen,
Daß eine königliche Seele
Das reinste Blut von Yorks und Lankasters
Vereintem Stamm in ihrer Brust belebt.
Sie will durch ihre Tugenden allein
Sich würdiger als du des Thrones zeigen.
Sie giebt dein Leben, Lady, deine Freyheit,

Dein Glück und ihre Huld in deine Macht.
Du strebtest frevelhaft nach ihrem Throne;
Sie schenkt dir mehr als einen Thron, — das Leben!

L. Johanna.

Ihr würdet, Mylord, diese hohe Sprache
Nicht mit mir reden, wenn des Glückes Gunst
Mich an Mariens, Sie an meine Stelle
Gesetzet hätte! — Doch ich spreche mich
Von meiner Schuld nicht frey; ich fordre keine Gnade.
Brittanniens Gesetz verdammet mich.
Hier bin ich! willig, seine Heiligkeit
Mit meinem Blute zu versöhnen!
Mir ist genug, daß über uns im Himmel
Ein Richter ist, der mich nach meinem Herzen richtet!

Suffolk.

Ach! Meine Tochter! Dieser edle Stolz
Der sich bewußten Tugend ist zwar schön,
Ist deiner werth — allein, bedenke, daß die Rede
Von deinem Leben ist — ach! denk' an deine Mutter,
— An Guilford, — denk an deinen alten Vater!
Komm, folge, wirf mit uns dich zu den Füßen
Der Königinn —

Gardiner.

Sie will den Anfang ihrer Herrschaft
Mit Wohlthun machen. Deine zarte Jugend,
Prinzessinn, deine Schönheit, die Verdienste,
Die ein gerechter allgemeiner Ruhm
An dir bewundert, schmelzen ihre Seele
Zu sanftem Mitleid. Auch in deinen Adern

Fließt ihr verwandtes, königliches Blut.
Die Königinn, die itzo dir vergiebt,
Hofft ihrer Liebe dich einst werth zu finden.
Dein frühes Alter war zu unerfahren,
Northumberlands Entwürfe durchzuschauen.
Du wardst getäuschet, Lady! Dein Vergehen
Verdient Verzeihung! Diese edle Unschuld,
Die dein Gesicht umlächelt, spricht für dich!
Maria will sich nur durch Großmuth rächen.
Laß keinen mißverstandnen Stolz die Wirkung
Der königlichen Gnade dir entziehen.
Die Fürstinn will nicht, daß du für dein Leben
Ihr danken sollst! großmüthig stellt sie es
In deine eigne Macht.

Guilford.

O lies in meinen Augen,
Johanna, was in diesem Augenblicke
Mein Herz dir sagt! — Ich finde keine Worte —

L. Johanna.

Wie kann mein Leben, Mylord, wie ihr sprecht,
In meiner Willkühr stehn? — Ich fasse noch
Den Sinn der räthselhaften Worte nicht.

Gardiner.

So höre dann! Die erste große Sorge
Der frommen Königinn, seit Edwards Tod
Sie auf den väterlichen Thron erhoben,
Ist, ihr verirrtes, ihr betrognes Volk
Dem mütterlichen Schooß der alten Kirche
Zurück zu geben. Sie erkennt anbetend

Den Finger Gottes in der plötzlichen Verändrung
Des Zustands unsers Reichs. — Der junge Fürst,
Der als ein Säugling mit der Muttermilch
Des Irrthums tödtlich Gift schon eingesogen;
Den Cranmers täuschende Beredsamkeit
Und graues Ansehn, und verstellte Heiligkeit —

L. Johanna (für sich).

O Gott! Gieb mir Geduld! Was muß mein Ohr
erdulden!

Gardiner (fortfahrend).

Noch tiefer in den Labyrinth verstrickte,
Der in den Abgrund führt — ach! Dieser Edward
Hat, einem Raubthier gleich, die Kirche Gottes
Durchwühlt, beraubt, zerstört. Die stillen Wohnungen
Der Gottgeweihten, die der Welt entsagen,
Sind eingestürzt, die Priester ausgetrieben,
Die milden Stiftungen aus frömmern Zeiten
Ein Raub der schnöden Üppigkeit des Höflings.
O Schand'! O Gräuel! Ketzerische Füße
Entweihen ungescheut die Heiligkeit des Altars!
Der Ketzerey, der frechen Lästrung Stimme
Hallt ungestraft in unsern Tempeln wieder,
Und täuscht das leichtbetrogne Volk! — So tief,
So tief war Albion, so nah zur Hölle
Hinab gesunken: als die Hand des Gottes,
Der seine Kirch' auf einen Felsen gründete,
Den auch der Hölle Wüthen nicht erschüttert,
Durch einen schnellen unverhofften Schlag
Den Feind des Glaubens plötzlich weggerafft!

Maria herrscht! Die Gottesfurcht bestieg
Mit ihr den Thron. Ein heil'ger Eifer flammt
In ihrer frommen Brust, von allen Gräueln
Dieß Land zu säubern, und die Last des Fluches
Von ihrem armen Volke abzuwälzen.
Sind sanft're Heilungsmittel ohne Frucht,
So mag Brittannien durchs Feu'r gereinigt werden!
Die Häresie, die schon ihr Schlangenhaupt dem Himmel
Entgegen thürmt, muß ausgerottet seyn!
Marien grau't, auf einem Thron zu sitzen,
Den noch der Bannstrahl schwärzt, in einem Reich zu herrschen,
Das mit dem Himmel noch nicht ausgesöhnt ist.
Sie eilt, den racheschwangern Blitzen
Des Donnergottes noch zuvor zu kommen!
Doch soll die Sanftmuth alle ihre Künste
Zuerst versuchen, eh der Eifer sich
Mit Strenge waffnet. Den Verführern nur
Dräut sein gezücktes Schwert. Doch die Verführten,
Die ihre Einfalt oder ihr Geschlecht
Und zartes Alter schützt, soll Reu und Wiederkehr,
Mit Gott und mit der Kirche auszusöhnen,
Genugsam seyn! — Du hast es nun gehört,
Prinzessinn, was von dir erwartet wird!
Dein Beyspiel ist es, — welches Tausende
Verirrter nach sich ziehen, und mit dir
Zugleich erretten wird! Dein Beyspiel fordert
Die Königinn, und deine Wiederkehr
Die Kirche! Schau, sie streckt voll Zärtlichkeit
Die Arme nach dir aus, sie öffnet lockend
Dir ihren mütterlichen Busen! Schau, ich selbst

Erniedre mich, Verweis' und Dräuungen
In Bitten zu verwandeln! — Mitleid
Und ungewohnte Regungen erweichen
Mein Herz für dich! — Bedenke dich, Prinzessinn!
Dein Heil, dein Leben schwebt auf deinen Lippen!

L. Johanna.

Und denkt ihr, Mylord, daß des Todes Anblick
So schrecklich sey? —

Gardiner.

Mich dünkt, Prinzessinn,
Wem zwischen Leben oder Tod die Wahl
Gelassen ist, der sollte wenig Zeit
Sich zu entschließen brauchen.

L. Johanna.

Meine Wahl
Ist schon getroffen! — Dank in meinem Nahmen
Der Königinn für eine Huld, die mir
Zu theuer angeboten wird! — Das Leben,
Wornach ich dürste, kann der Tod nur geben.
— Ich sollte Gott, ich sollte Dich verläugnen,
Dich, mein Erlöser! Und dein Evangelium,
Die Wahrheit, die du selbst mit deinem Blut versiegelt!
Dir, und der heiligen Gemeine
Der Auserwählten, die in frommer Demuth
Dir folgen — sollt' ich untreu werden?
O Schande! — Und warum? Ein Leben zu verlängern,
Worin ich fern von deinem Anblick schmachte?

Verschonet meiner, Mylord! — Treibet nicht
Die müdgemarterte Geduld zum Murren!
Verschont mein Ohr, Versuchungen zu hören,
Wovon der bloße Schall mir Gräuel ist!

Gardiner.

Was hör' ich? Wie? ist das die Dankbarkeit,
Womit das Übermaß der königlichen Großmuth
Empfangen wird? Ist das die Antwort, Lady,
Die ich der Königinn von deinen stolzen Lippen
Zurücke bringen soll? —

L. Johanna.

Auf euern Antrag
Ist keine andre möglich! — Saget mir,
Mein liebster Vater, sage mir, mein Guilford,
Ist eine andre möglich? —

Guilford.

Ach Johanna!
Wie sehnlich wünscht' ich —

L. Johanna.

Still! Mein Guilford! Laß mich
Nichts weiter hören! — Mylord! Mein Entschluß
Befremdet euch? — Ihr kennt mein Herz nicht!
Nie,
Nie fühlt' ich nur das mindeste Verlangen
Nach Macht und Purpur! Edwards Tod
Erweckt' in mir nur brennende Begierden,
Ihm nachzufolgen, und bey dem zu seyn,
Den meine Seele liebt! — Der Himmel weiß,

Was wider meine Neigung, die sich stets
Dagegen sträubte, mich bewogen hat,
Den Schritt zu thun, der durch die weise Leitung
Der Vorsicht nun zum Ziele meiner Hoffnung
Mich bringen wird! — Ich wollte das vollenden,
Was Edward angefangen. Doch der Schluß
Des unerforschten Schicksals hält den Fortgang
Des großen Werks noch auf. Maria herrscht!
Der Aberglaube sitzt an ihrer Seite,
Ihr sanftres Herz mit fremder Grausamkeit,
Und einem Eifer, der den Gott der Liebe
Mit Menschenblut versöhnen will, zu füllen.
Was soll mir nun das Leben? Soll ich mich
Durch Übelthaten zu dem bangen Anblick
Der schreckenvollen Scenen aufbehalten,
Die eu're heil'ge Wuth mir angekündigt?
O nein! gesegnet sey der Tod! der Führer
In eine beßre Welt! Gesegnet sey
Der Mund, der ihn mir angekündigt hat!

Gardiner.

Du triumfierst zu früh, Verkehrte! Wenn dich ja
Die Lust zu sterben so ergriffen hat,
So stirb! Doch wisse! Deines alten Vaters
Und Guilfords Leben sind an dein's gebunden!
Dein Tod ist ihrer! — Sieh! Ich biete dir noch ein Mahl
Den Schooß der Kirche und dein Leben an!
Sprich nein, so sprichst du dir und deinem Vater
Und deinem Bräutigam das Todesurtheil!
Bedenke dich!

(Er geht ab.)

Vierte Scene.

L. Johanna.

O Guilford! O mein Vater!
O welche Prüfung! — Ach! Gerechter Himmel!
Sind diese stillen Seufzer, die ich unablässig
Für sie zu dir geschickt, ach! sind sie alle
Vergeblich, unerhört? — O! der du mir
Das Leben gabst, o du, mit dem ich es
Zu theilen hoffte, euer Leben ist
Unendlich kostbarer als meines! Könnt' ich es
Mit meinem Blut erkaufen, o wie wollt' ich
Mich glücklich preisen! — Meine Seele nur,
Nur mein unsterblich Theil ist mir noch theurer
Als euer Leben! — Nein! Ihr fordert nicht,
Erwartet nicht, daß ich —

Suffolk.

O Tochter, deine Tugend,
Dein Werth entzückt und ängstigt mich zugleich!
Du zwingest mich, den bangen Mund zu öffnen,
Der lieber, gleich dem Marmorbild der Trauer
Auf einem Grabmahl, ewiglich verstummte!
Ach mein geliebtes Kind! Sieh, ich bin alt,
Das schwache Leben, das mir die Natur
Noch stundenweise vorgezählet hätte,
Hat keinen Reitz als dich! Das Beil kann mir
Nur wenig Tage rauben. Ach Johanna!
Für dich, für dich allein zerfließt mein Auge
In väterlichen Zähren — Du sollst sterben? —
Du, Liebling meiner Seele, sollst du sterben?

Gewaltsam, vor der Zeit, im Frühling deiner Jahre
Vernichtet werden? — O mein Kind, die Qualen,
Womit der schwarze schreckliche Gedanke
Mein Herz zerreißt, kann nur dein Vater fühlen.
Vor kurzen priesen mich noch alle Lippen
Den glücklichsten der Väter, und ich war's!
Ach! dacht' ich jemahls, wenn dich meine Arme
Umschlossen hielten, wenn mein thränend Auge
Mit stummem Dank von dir zum Himmel auffsah,
Konnt' ich es denken, daß dein Elend einst
Den Wunsch aus meiner Seele zwingen würde,
Daß, — ach! — der süße Vaternahme mich
Aus deinem Munde nie entzücket hätte!

Guilford.

Vergieb dem Übermaß der unaussprechlichen
Gedrängten Schmerzen, die mein Herz bestürmen,
Mein Herz, das einzig, dich zu lieben, athmet!
Du solltest sterben? Schönste Zier der Schöpfung!
Die kalte Hand des ungerechten Todes
Soll vor der Zeit dich pflücken! — Diese Augen,
Wo in der Farbe des entwölkten Himmels
Der schönste Geist sich spiegelt, sollen sich
Auf ewig schließen! Diese keuschen Wangen,
So blühend, wie die Rosen, die am Haupte
Der Engel duften, soll der Tod entfärben!
Ach! dieser holde Mund sich nimmer wieder
Zu Reden öffnen, die mir süßer sind
Als Sterbenden — Johanna! höre mich!
Wo wendest du dein himmlisch Auge hin? —

L. Johanna.

O Guilford, Guilford!
Sind das die edeln muthigen Gedanken,
Womit der Christ sich zu der letzten Größe
Im Tod erhebt? — Vergiß mich, oder liebe
Mich so, wie einer, dessen reine Seele
Sich jetzt entkörpern soll! — Mein Vater! mein Gemahl!
Der Tod ist nicht, wie sich der Aberglaube,
Nicht wie die Seelen, die zu tief im Schlamme
Der Sinnlichkeit versunken sind, nicht wie
Des Lasters bebendes Gewissen
Ihn mahlt! Er ist ein Übergang in's Leben!
Nur um zu sterben wurden wir geboren!
Er raubt uns nichts als unsre Sterblichkeit,
Die Quelle unsrer Leiden! — Laßt uns sterben!
Was kann der Christ, der Tugendhafte sich
Und denen, die er liebet, Bessers wünschen,
Als schön zu sterben?

Suffolk.

Jetzt, mein theures Kind,
Bereite dich zum letzten Streich des Unglücks!
Sieh! deine Mutter kommt.

Fünfte Scene.

Lady Suffolk. Die Vorigen.

Lady Johanna (gen Himmel schauend).

O stärke mich! —

Lady Suffolk.

Ich lag und weint', und flehte zu den Füßen
Der Königinn, als Gardiner hereintrat,
Und deine Antwort brachte! — O mein Kind!
Mein theures Kind! Wie donnerten die Worte
Von seinem Mund in mein erstarrtes Herz! —
Und willst du sterben? — Aber — ach! bedenke,
Daß mein Verhängniß mir den Trost versagt,
Mit dir zu sterben! — Ach! die grausame Maria
Zwingt mich zum Leben! Himmel! Welch ein Leben,
Wenn Du, wenn Guilford, wenn dein Vater, alle
Rings um mich her gefallen sind! — Johanna,
Schau her! O wende deine holden Blicke
Auf deine Mutter! Kannst du die, die dich
Mit Schmerz gebar, die dich in ihren Armen,
An ihrer Brust erzog, die dich den Stolz,
Die Wonne ihres frohen Lebens nannte,
O! kannst du, kannst du sie so elend machen?
Sieh mich zu deinen Füßen! Laß mich nicht
Vergebens flehn! Erbarme dich, Johanna,
Der unglückseligsten der Mütter! — Lebe!
Ach! lebe, daß ich nicht das Licht verfluchen müsse! —

L. Johanna.

O meine Mutter! — O das ist zu viel!
Mein Herz erliegt im innerlichen Kampfe —
Es bricht —

(Sie sinkt beynahe ohnmächtig in ihrer Mutter Arme, und wird auf einen Lehnstuhl gebracht.)

Lady Suffolk.

O Gott! Sie stirbt, sie stirbt! O Engelsseele!
Verweile noch —

Suffolk.

Du siehest ihren Kampf!
Sie folgt der Lehre, die ihr Meister gab,
Und liebt nur Gott noch mehr als Eltern und Gemahl.
Ach! könnte sie, ihr — zärtlichs frommes Herz
Verzöge keinen Augenblick, uns alle
Durch ein erfreuend Ja aufs neue zu beleben!
O flieh, Geliebte! deine Gegenwart
Erschöpfet nur den schwachen Rest vom Leben,
Der noch in ihren Adern glimmt.

Lady Suffolk.

Ich gehe,
Die Königinn um meinen Tod zu flehen.

Sechste Scene.

Die Vorigen.

Guilford.

— Johanna! Engel! welchen noch
Auf kurze Zeit die Sichtbarkeit umschleyert,
Hörst du mich nicht? Eröffne deine Augen!
Sie strahlen eine Kraft in meine Seele,
Die mich zu dir erhebt —

Suffolk.

Sie lebet wieder auf,
Die Farbe kommt den bleichen Lippen wieder,
Sie schaut umher —

L. Johanna.

Wo ist sie? Wo ist meine Mutter?

Suffolk.

Sie ging hinweg, den Himmel im Verborgnen
Um Trost zu flehn.

L. Johanna.

Sie wird ihn auch erhalten!

Siebente Scene.

Gardiner. Die Vorigen.

Gardiner.

Dein Vater, Guilford, dieser einst so stolze
Gefürchtete Tyrann, Northumberland,
Ist nicht mehr! —

Guilford.

Himmel! jeder Augenblick
In dieser schwarzen Stunde ist
Ein neuer Ruf zum Tode!

Gardiner.

Die Gesetze,
Das Vaterland, Maria, und Ihr selbst,
Sind nun gerochen! Er verrieth sie alle!
Ja, Euch verrieth er! Er bekannte selbst
Vor seinem Ende, daß ein unbezähmter

Verruchter Stolz ihn zum Verräther
An Edward und Johanna Gray gemacht,
Daß, nicht der Eifer für den neuen Gottesdienst,
Nur die Begier mit deiner Hand, Johanna,
Den Königstab zu führen, ihn getrieben,
Dem jungen Edward, als er mit dem Tode
Schon rang, den letzten ungerechten Willen
Noch abzuzwingen, der die Königinn
Des Rechts, das ihr der Himmel gab, beraubte.
Voll Seelenangst verflucht' er seine Ränke,
Und sein Verbrechen, dessen Schlangenbisse
Ihm nicht erlaubten, wie ein Held zu sterben.
Und dennoch hinterließ er euch ein Beyspiel,
Das würdig ist, von euch befolgt zu werden.
Vor allem Volk entsagt' er mit Verwünschung
Dem neuen Glauben, und gestand voll Reue,
Daß nur der Eigennutz ihn wider sein Gewissen
Zu Edwards Zeit in Heucheley verlarvt!
Er starb versöhnt mit unsrer heil'gen Mutter,
Der Kirche —

Guilford.

Ha! was hör ich? Zu verwegner Bischof!
Kannst du so grausam seyn, und unser Elend
Noch durch Entehrung meines Vaters häufen?
Des Himmels Zorn vergelte dir —

Gardiner.

Halt ein,
Zu rascher Jüngling! Was ich sage, hat
Das ganze Volk gehört, von dessen Flüchen
Verfolgt, die Seele des Verbrechers angstvoll
Dem Leib entflog.

Guilford.

Laß ab! Laß ab, o Schicksal!
Mein blutend Herz steckt voll von deinen Pfeilen!
Komm, meine Freundinn, siehe mich bereit,
Mit dir zu sterben! O mir graut, mir ekelt
Vor diesem Leben! Meine Seele lechzt
Mit Ungeduld der Todesstund' entgegen,
Wie einer, den des Mittags strengste Glut
Auf dürrem Sand gesengt, nach einer Quelle lechzet.
Mein Vater — Ach mein Vater! muß ich noch
Im Tod erröthen, daß ich — Meine Seele schauert,
Den schrecklichen Gedanken auszudenken!

Gardiner.

Und ist nun, Lady, dein Entschluß gefaßt?
Du hast, dich zu bedenken, nur
Noch wenig Augenblicke: — Soll ich dich
Von neuen flehn, dein Leben nicht zu hassen?
Der Zorn der Königinn ist durch die Strafe
Northumberlands versöhnt, und fordert weiter
Kein Opfer mehr! Sey weise! wirf dich eilig
In ihrer Großmuth Arme —

L. Johanna.

O! wenn ihr anders meiner Noth nicht spottet,
So laßt mich knieend, Mylord, euer Mitleid
Für eine Unglückselige erbitten,
Die stets in Unschuld lebt', und keinen Menschen
Vor diesem schwarzen Tag beleidigt hat!
Laßt euch erweichen! Fleht die Königinn,
Für Guilford und für meinen Vater mich

Allein zum Opfer anzunehmen!
O Mylord! Auch ihr hattet einen Vater!
Erbarmt euch meiner! Laßt mich nicht die Schuld
An seinem Tod' mit in die Grube nehmen!

Gardiner.

Hartnäckiges, selbst unerbittlichs Weib,
Du flehst umsonst! — Sie sterben unvermeidlich,
Wofern du nicht —

L. Johanna.

O! so vergebet mir,
Mein Vater, mein Gemahl! Vergieb mir, theure
Mutter,
Und fluche nicht dem Tag, der mich gebar!
Ihr wißt, mit welcher heißen Zärtlichkeit
Ich euch geliebt — doch unbegrenzte Liebe
Bin ich nur Gott, nur meinem Schöpfer schuldig! —
Laßt uns wie Christen sterben!

Gardiner.

Kerkermeister,
Soldaten! auf! herbey! führt die Gefangnen
Hinweg! sorgt, daß sie abgesondert
Verschlossen werden, und sich ohne meine
Bewilligung nicht sehn! — Und ihr, bereitet euch
Zum nahen Tode! —

(Er geht ab.)

Achte Scene.

Johanna. Suffolk. Guilford.

Guilford.

O Grausamkeit!

L. Johanna.

Gott Lob! die Vorbereitung ist geschehn!
Ich lebte nur, um glücklich einst zu sterben!

Suffolk.

Und müssen wir denn scheiden, meine Tochter? —

Guilford.

Uns niemahls —

L. Johanna.

Nein! uns bald in jener bessern Welt,
Dort unter jenen goldnen Sternen wieder
Zu sehn und zu umarmen, und voll Wonne,
Im himmlischen Triumf, aus unsers Gottes Hand
Die Siegeskrone zu empfangen!

(Sie gehen auf verschiednen Seiten ab.)

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Lady Suffolk. Sidney.

Lady Suffolk.

Welch eine Nacht war das! O theure Sidney!
Du liebst Johannen auch, du warest ihrer Kindheit
Gespielinn; auch dein Herz zerfließt in Wehmuth!
Urtheile nun, aus dem, was du empfindest,
Vom Leiden einer Mutter! Einst die glücklichste
Von allen, preis' ich die jetzt selig, welche nie
Ihr neugebornes Kind an ihren Busen drückte,
Nie von des Säuglings holden Lippen
Den süßen Mutternahmen lallen hörte!
O Sidney! Was für eine Nacht war das!
Wie langsam schlichen, Schreckgespenstern gleich,
Die schwarzen Stunden neben mir vorüber!
Ich mußte sie verlassen. Meine Klagen,
Mein Ungestüm hätt' ihre sanfte Seele
Zu sehr verwundet. Ach! ich mußte sie
Verlassen — und, o Gott! in welcher Lage!

Nur diese Nacht, nur wenig Stunden trennten
Sie noch vom Tode! Wie zermarterten
Die grausamen Gedanken meine Seele!
Verzweifelnd, trostlos irrt ich in den Zimmern
Des einsamen Palasts umher, als wie
Von Furien gejagt — Ich klagt', ich schrie,
Ich winselte; dann schwieg ich, halb entseelt,
Und saß verstummend da, und rang die müden Arme,
Und sah gen Himmel auf, und konnte nicht mehr
weinen.
Bald wälzt' ich mich im Staub, und flehte wimmernd
Der Engel Mitleid an, bald fordert' ich
Mit Ungestüm vom Himmel Wunderwerke.
Dann warf ich mich, entkräftet von der Wuth
Der Schmerzen auf mein Lager, suchte Ruh,
Und seufzte, daß ich sie nicht finden konnte.
Und da zuletzt der Schlummer sich mitleidig
Auf meine wunden Augenlieder senkte,
So störten Träume, fürchterliche Träume,
Die kurze Ruhe — Doch was quäl' ich dich
Umsonst mit diesen Bildern — Sage mir,
O Sidney, sage mir, wie hat Johanna
Die Nacht durchlebt?

Sidney.

Wie eine, die den Tod
Für einen Engel hält, der sie in's beßre Leben
Hinüber tragen soll —

Lady Suffolk.

Solch eine Größe wirkt in edeln Seelen
Der Christen Glaube! — Wie beschämt sie mich!

Sidney.

Zwar blieb ihr zärtlich Herz nicht immer in der gleichen
Erhabnen Fassung, nicht von sanften Klagen
Ihr Mund, ihr Auge nicht von Thränen leer!
Doch war's nur ihre Mutter, nur ihr Vater,
Nur Guilford, nur ihr Volk, um die sie klagte.
Als sie allein sich in dem Kerker sah,
Den eine dunkle Lampe kaum ein wenig
Erheiterte, da sprach sie ernsthaft lächelnd:
O Sidney! Dieses Zimmer schickt sich besser
Zum Zustand meiner Seele, als die goldnen
Geschmückten Zimmer, die wir jüngst bewohnten.
Willkommen, Kerker! und ihr schweren Fessel,
Willkommen! euch zu tragen, hat die Unschuld
Sich nie geschämt! — Jetzt sah sie schweigend nieder,
Und schien zu staunen. Endlich rief sie aus:
Und bin ich nun allein? — Wo ist mein Vater?
Wo ist mein Guilford? — Ach! Wie hart, wie grausam,
Im Tod uns noch zu trennen! — Doch Geduld!
Bald werden wir uns wieder sehn, um nimmer
Getrennt zu werden! — Da sie dieses sprach,
Fiel eine Thrän' aus ihren aufgehabnen
Stillheitern Augen. Lange schwieg sie drauf,
In himmlische Gedanken, wie es schien,
Vertieft, bis sie mich weinen sah. — Was weinst du,
Geliebte? sprach sie; weine nicht um mich!
Bald werd' ich glücklich seyn! Ihr, die ich hinter mir
Zurücke lasse, ihr verdienet mehr
Als ich beweint zu werden! Nur für euch
Seufzt meine Seele! — Welche Prüfungen

Erwarten euch! Doch seyd getrost! der Himmel
Hat Allmacht, unsrer Schwäche Kraft zu geben.
In solchen Reden, deren süßer Ton
Mein Ohr noch jetzt umsäuselt, schlich
Sich eine Stunde nach der andern weg.
Zuletzt besuchte noch der letzte Schlummer
Den matten Leib. Sie lag und lächelte
Im sanften Schlaf, als schwebten himmlische Gesichte
Um ihren Geist —

Lady Suffolk.

O Sidney! Es ist Balsam
Für mein zerrißnes Herz in deiner rührenden
Erzählung — Mich verlangt, die Heilige zu sehen —
Sie ist es! ja! sie ist zu heilig, länger
Die Tochter einer Sterblichen zu seyn!
Schläft sie noch, Sidney?

Sidney.

Sehet hier sie selbst!

(Der mittlere Vorhang wird aufgezogen, und entdeckt das Gefängniß, worin sich Lady Johanna befindet.)

Zweyte Scene.

L. Johanna (welche ihre Mutter noch nicht gewahr wird).

Der Tag bricht an, die Stunde nähert sich!
Zum letzten Mahl, o Sonne, sieht mein Auge
Dein süßes Licht! Bald wird mein Ohr die Stimme
Der Freundschaft nicht mehr hören, bald mein Mund

Zum letzten Mahl zu Segnungen sich öffnen! —
Und ist es denn gewiß? und werd' ich heute,
Von diesem Leib enthüllt, das wahre Leben
Der reinen Geister leben? Bin ich wirklich
Der Seligkeit so nah? — O meine Feinde!
Ihr liebet mich, da ihr mich hassen wollet!
Ihr wollt mich strafen, und ihr macht mich glücklich!
Ihr brecht den Kerker ab, worin
Mein königlicher Geist vielleicht noch lange
Nach seiner angebornen Freyheit
Geschmachtet hätt'! — Empfanget meinen Segen
Für eure Wohlthat!

Lady Suffolk (sich nähernd).

Schönste aller Seelen,
Die je die Sterblichkeit umhüllte!
Wie viel verliert mit dir —

L. Johanna.

Was hör ich? Welche Stimme?
O! meine Mutter!

Lady Suffolk.

Theureste Johanna!
O! glänzte nicht aus deinem Auge schon
Der Engel, der sich bald enthüllen soll, hervor:
Wie könnt' ich diesen Augenblick ertragen!

L. Johanna.

Vortrefflichste der Mütter, möchtest du
In meine Seele blicken können!
Der Tod hat keine Bitterkeit für mich,
Als diese, daß er mich aus deinen Arm reisset.

Lady Suffolk.

Warum will mir Maria nicht erlauben,
Mit dir zu sterben? Ach! was zwingt man mich,
Dieß ohne dich verhaßte Licht noch länger
Zu sehn? — Beweine mich, Johanna, wein'
Um deine Mutter, die ihr zürnend Schicksal
Dich überleben heißt. Was ist für mich das Leben?
Was soll mein Auge sehn? Was soll ich hören?
Du warst das Liebste, was mein Auge sah;
Das Süßeste, was je mein Ohr entzückte,
War deine Stimme. Jeder neue Anblick
Der blühenden Entfaltung deiner Jugend
Gab mir die Freuden meiner Jugend wieder!
Ach! wenn das Grab dich deckt, dann schmachtet nur
Die Hälfte noch von mir. Mit dir stirbt mein Vergnügen,
Mein Stolz, mein Ruhm! Was bleibt mir übrig,
Als jeden Abend, jeden dunkeln Morgen,
Dein Grab mit meinen Thränen zu begießen!
Und wenn mein Arm den kalten Grund umfasset,
Wo deine Asche ruht —

L. Johanna.

O theure Mutter!
Erweiche nicht mein zärtlich Herz zu sehr!
Erinnre mich an nichts, was meine Lust
Zum Sterben hemmen könnt'! — Ich bin dem Tode
Geheiligt! — Zwinge nicht in dieser Feyerstunde
Noch einen Seufzer, der mein Herz entweihte,
Aus meiner Brust! —

Sidney.

O Himmel! — theu'rste Lady!
Dein Guilford kommt!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Guilford.

L. Johanna.

Ists möglich? Bin ich noch
So glücklich, eh ich sterbe, dich zu sehen!
Mein Guilford! welch ein Trost für mich,
In deinen Mienen diese stille Größe
Und Seelenruh zu sehn!

Guilford.

Wen würde nicht dein Beyspiel,
Du Göttliche, dir nachzueifern, reitzen?
Du, Freundinn, lehrtest mich, im Frühling meines Lebens
Dem Tode kühn in's Angesicht zu schauen!
Du wecktest meine Seele zum Gefühl
Der Würde, die ihr Ursprung und ihr Ziel
Ihr geben soll! — Ich seh' vor meinen Augen
Die schönsten Hoffnungen wie Wolkenbilder schwinden!
Du lehrest mich, sie mit Geduld verschwinden
Zu sehn! — Ich hofft' in deinem Arm zu leben.
Jetzt scheint mir's Seligkeit, mit dir zu sterben!

L. Johanna.

Das, was wir hier in dieser Schattenwelt
Das Leben nennen, ist kein wahres Leben!
Sprich, dünkt dir nicht die ganze wundervolle
Geschichte dieser Tag' ein Traum? — Wir träumten
Von Glück, von Macht, von königlichen Scenen,
Von Welten, die zu unsern Füßen rollten,
Von Götterfreuden — und als wir erwachten,
Schloß uns ein Kerker ein! Auch das ist Traum!
Ein düstrer Traum, der einem heitern folget!
Bald werden wir erwachen! Und — o Guilford!
Zu welchem Glück! — O könnt' ich dir beschreiben,
Was schon davon mein ahnend Herz empfindet!

Guilford.

Du bist schon reif zum Himmel! Schon zu heilig
Für diese Welt! Nur Engel sind zum Umgang
Mit dir geschickt! — Ach! warum kann ich nicht
Mit gleichem Flug mich neben dir erheben?
Mich zeucht die irdische Natur
Noch allzumächtig nieder. — Ach Johanna!
Wenn nur die Grausamkeit des alten Bischofs
Mich zu der Marter nicht verdammt, dich sterben
Zu sehn — o schrecklich, schrecklicher Gedanke!
Wenn ich ihn denke, bebt mein ganzes Wesen!
Mein Blut erstarrt in jeder kalten Ader,
Die Erde schwanket unter mir, der Himmel
Dräut über mir zu fallen —

L. Johanna.

Schrecket dich
Die Art des Todes? Wär' ich minder todt,
Wenn eine Krankheit mich nach langer Marter
Entseelen würd'? O Guilford! dieser Tod,
Der uns bevorsteht, kann die Unschuld nicht entehren;
Dieß selige Bewußtseyn macht die Ketten
An meiner Hand so leicht, als wären sie von Rosen.
Kränkt dich's, daß dieser Leib verwesen soll?
Er wird verklärt, unsterblich auferstehn!
Wir schlummern kurze Zeit, und werden bald
Zu himmlischen Umarmungen erwachen!

Vierte Scene.

Die Vorigen. Ein Officier.

Der Officier zu Guilford.

Verzeihet, Mylord! — Ach! mein Mund vermag
Nicht auszusprechen, was ich sagen soll!

Guilford.

Nun bin ich glücklich! Himmel, habe Dank!
Der Tod ruft mich zuerst!

Lady Suffolk.

O Sidney, führe mich von dieser Scene!
Ich bin zu schwach, sie auszuhalten —

L. Johanna.

Nur noch das letzte Lebewohl, nur noch
Den letzten Dank, mit diesem Kuß der Liebe!
(Sie umarmt Lady Suffolk.)

Guilford.

Nur noch von diesen mütterlichen Lippen,
Den letzten Segen, zärtlichste der Mütter!

Lady Suffolk.

Der Himmel thut schon über euch sich auf!
O segnet mich! — Mich, die ihr hier im Elend
Zurücke laßt. — O meine — meine Tochter —
Und du mein Sohn! laßt eure letzten Seufzer
Für mich zum Himmel flehn! —
(Lady Suffolk geht ab.)

Guilford.

Nun bin ich glücklich!
Ich eile vor dir her! Umarme mich, Geliebte!
Aus diesen Armen schwingt sich nun mein Geist
Den Serafinen zu, die, im Triumfe
Dich einzuhohlen, aus des Himmels Pforten
Zu Myriaden strömen, und, mit Thränen
Der himmlischen Entzückung, deinen Tod
Betrachten werden! — Dort in ihren Armen
Erwart' ich dich! — Du weinst! du Göttliche! —
Bald bin ich's werth, mit solcher Zärtlichkeit
Von dir geliebt zu seyn!

L. Johanna.

Die Thränen, die ich weine,
Sind lauter Wonne! — Nur noch Augenblicke,
So folg ich dir!

(Guilford geht mit dem Officier ab.)

Fünfte Scene.

Lady Johanna (allein).

O Glaube der Unsterblichkeit,
Was wär' ich ohne dich! In welchem Abgrund
Von Jammer würde sich die hoffnungslose Seele
Verzweifelnd wälzen — trennte das Verhängniß
Die Liebenden auf ewig, würd' ich dich,
Mein Guilford, niemahls, niemahls wieder finden!
— O Tod! dann wärest du das schrecklichste
Von allen Übeln! Aber nein! die Seele
Lebt unvergänglich! Das Verhängniß trennt
Die Frommen nicht auf ewig! — Ja, Geliebter,
Wir finden uns in einem Leben wieder,
Wo keine Noth uns mehr erreichen kann!
Wo nur der Überschwang der grenzenlosen Wonne
Das Herz in Dank und Freudenthränen schmelzt.
Auf! Triumfiere, meine Seele! — Schau!
Der Himmel thut sich auf! — O welch ein Licht! —
Welch liebliches, entzückendes Gewimmel
Von sel'gen Geistern! — Welche Harmonie
Entzückt mein Ohr! — Wo bin ich? — Schon
Vom Leib' entkleidet? Schon —

Was für ein Augenblick war das! — Ich sah
Und hörte schon, was in der Menschen Sprache
Unnennbar ist! —

Sechste Scene.

Sidney. Lady Johanna.

Sidney.

O theuerste Prinzessinn!
Es ist vorbey! Ich sah ihn — sterben!
So stirbt ein Held! Wie war er deiner würdig!
Wir alle, die ihn sterben sahn, wir standen
Von Wehmuth und Erstaunen an den Boden
Geheftet, starr, leblosen Bildern gleich!
Jetzt bringen sie den Leichnam des Erwürgten
Hierher! Die grausame Maria will
Durch seinen Anblick noch dein Marterthum vollenden!

L. Johanna.

Sie irret sich! Dieß ist die letzte Wohlthat,
Die meine Feinde mir erweisen können.
(Man bringt den Leichnam des Guilford.)
Und ist denn dieses
Mein Guilford? Nein! betrognes Aug'! Es ist
Die Hülse nur des tugendhaften Geistes,
Den jetzt der Himmel hat! — Sie wird einst auferstehen!
Ja, diese Augen werden einst verklärt

Mir wieder lächeln! Himmlische Begeist'rung
Wird diesen blassen starren Mund eröffnen!
O! nimm noch diesen letzten heil'gen Kuß
Der frommen Liebe! — Wie! hat selbst der Tod
Nicht Macht, sein edles Antlitz zu entstellen?
Nicht Macht, dieß holde Lächeln auszulöschen,
Das noch die Seel' auf seinem Mund zurück ließ?
Vergieb, o sel'ger Geist, vergieb der Thräne,
Die noch auf diese kalten Wangen sinkt,
Dem letzten Zoll der unvollkommnen Liebe! —
Nun ist mein Lauf vollbracht! Das Maß der Leiden
Ist voll! Ich kann nichts mehr verlieren! —
Was hör ich? — Ja! die Geister meiner theuern
Verstorbnen rufen mir! — Mein Edward
Ruft seiner Schwester, Guilford seiner Gattinn!
Ich folg', ich folge! Komm, willkommner Tod!
O komm, und gieb mich ihren Armen wieder!

Anmerkungen.

1) Johanna wird mit jedem Zuge, den sie in ihrem Enthusiasmus zum Bilde ihres geliebten Edwards hinzusetzt, immer weicher; ihre immer steigende Rührung muß auch in ihrer Stimme immer merklicher werden, bis endlich die letzten Worte von einer Bewegung, welche sie nicht mehr zurückhalten kann, beynahe erstickt werden. Dieß muß im Deklamieren dieser Stelle mit aller dem eigenen Karakter dieser jungen Prinzessinn gemäßen Wahrheit ausgedruckt werden, oder die Ausrufung „O mein zu weiches Herz!" hätte keinen Sinn. — Der Verfasser erinnert sich noch immer und rechnet es unter die süßesten Erinnerungen aus seiner Jugend, mit welchem Gefühl, welcher Innigkeit, welcher ganz Natur scheinenden Kunst Madame Ackermann, die würdige Mutter unsers großen Schröders, auch diese Stelle, so wie überhaupt die ganze Rolle der Johanna, und besonders die letzte Scene des ganzen Stücks durch ihre zuletzt bis zur täuschendsten Begeisterung steigende Deklamazion und Akzion darstellte. Doch hiervon an einem andern Orte!

2) Heinrichs des VIIIten, der bekannter Maßen in den letzten Jahren seiner Regierung die Katholischen eben so heftig als die Reformierten verfolgte.

3) Diese ganze Stelle, so wie überhaupt die Karakter der Personen und alle historischen Umstände, sind aus Burnets Geschichte der Englischen Reformazion genommen, für deren völlige Unpartenlichkeit der Verfasser nicht gut seyn möchte.

Staatl. Bibliothek Passau

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin,

C. M. Wielands sämmtliche Werke

Bd.: 43

Wien 1812

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 415-42/43
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342186-7
VD18 15444090-001